



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 13, Nr. 11 November 15, 1960

Köln: Bund-Verlag, November 15, 1960

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.





DGB-Jugend in Hannover

Die Gewerkschaftsjugend im DGB gehört zu den stärksten Jugendorganisationen Hannovers. Daß sie darüber hinaus auch eine der aktivsten Jugendorganisationen der niedersächsischen Landeshauptstadt ist, konnte sie mit ihrer „Woche der Gewerkschaftsjugend im DGB“, die vom 10. bis 17. September stattfand, beweisen.

Der Veranstalter dieser „Woche der Gewerkschaftsjugend“, der Kreisjugendausschuß des DGB Hannover, in dem alle Jugendgruppen- und Arbeitskreisleiter zusammengeschlossen sind, hat seine „Woche der DGB-Jugend“ bewußt an den Anfang der Winterarbeit gestellt, um allen interessierten Jugendlichen zum Beginn der langen Winterabende einen Einblick in die Arbeit unserer Jugendgruppen, Arbeitskreise und Neigungsgruppen zu geben.

Aus diesem Grunde konnte sich die geplante Veranstaltungsreihe natürlich nicht nur im DGB-Haus am Klagesmarkt – mehr oder weniger unter Ausschluß der Öffentlichkeit – abspielen. Ganz im Gegenteil, das Hauptgewicht dieser Veranstaltungen mußte auf einer möglichst breiten Öffentlichkeitswirkung liegen.

Unsere Woche begann mit einer Pressekonferenz, an der außer der Lokalpresse auch Vertreter der wichtigsten Nachrichtenagenturen und des NDR teilnahmen. Den Journalisten wurde neben dem Programm unserer Veranstaltungen besonders der Sinn unserer „Woche der DGB-Jugend“ eingehend erläutert.

Den Start bildete die nahezu ausverkaufte Eröffnungsveranstaltung in dem 1450 Personen fassenden „Theater am Aegi“. Unseren Besuchern präsentierten sich sechs bekannte norddeutsche Jazz-Formationen, u. a. die Old-Heidetown-Ramblers, Celle; die Jailhouse-Jazzmen, Hamburg, sowie die Jonny's New Orleans Jazzband, die washboard-Rhythm-boys, das Bluebird-swingtett und die Blackstairs, alle Hannover, die in einem zweistündigen Non-Stop-Programm einen Einblick in die Entwicklung der Jazzmusik vermittelten. Daß diese Veranstaltung nicht nur Unterhaltung und Stimmung, sondern auch lehrreiche Hinweise auf die Entstehung des Jazz bot, dafür sorgte der Kollege Joseph Scholtes von der Heimvolkshochschule Hustedt. Am Montag dann konnten wir bei der Eröffnung unserer Ausstellung im Haus der Jugend, auf der auch die Ausstellung des DGB-Bundesvorstandes gezeigt wurde, unseren Gästen, darunter auch Vertretern des NDR, einen Einblick in die Gewerkschaftsjugendarbeit bieten. Mittelpunkt der Ausstellung bildete ein Filmpavillon, in dem neben den Arbeiten der DGB-Film und DGB-Fotogruppe auch die Filme „Es war einmal“ und „Für die Kinder der Welt“, der besonders auf die Aktion „Wir helfen“ hinweisen sollte, für die wir am Sonntagvormittag am Maschsee-Nordufer anläßlich eines Jazz-Platzkonzertes eine Sammlung durchgeführt hatten, gezeigt wurden.

Daß die Gewerkschaftsjugend aber nicht nur tanzen und „jazzen“ kann, bewiesen wir mit unserer Diskussionsveranstaltung im vollbesetzten großen Saal des DGB-Hauses. In dieser Veranstaltung, die unter dem Thema „Jugend von heute –

Gesellschaft von morgen“ stand, kamen wir einmütig zu der Überzeugung, daß wir die von uns im Jugendsozialprogramm festgelegten Forderungen nicht erbitten, sondern nur erkämpfen können.

Der Mittwoch war zum „Tag der DGB-Jugendgruppen“ proklamiert worden und bot allen Interessenten die Möglichkeit zu Besuchen unserer Jugendgruppen.¹

Die „Weichensteller“, die Kabarettgruppe Hildesheim, bewiesen mit ihrem Programm vor mehr als 300 Besuchern, daß denken durchaus kein Luxus ist. Sie blättern im Buch unserer „ruhreichen“ Vergangenheit, sie sangen von Konrad, dem man nichts beweisen kann und zogen gegen die deutsche Wunderlichkeit, gegen Dummheit und Intoleranz zu Felde.

Der Film „Heiße Erde“ mit Harry Belafonte am Freitag war eine weitere Bereicherung unseres Programms, das am Sonnabend mit einer Tanzveranstaltung in den Zoogaststätten unter dem Motto „Jazz for dancing“ beschlossen wurde.

Die „Woche der Gewerkschaftsjugend“ in Hannover brachte etwa 2500 Jugendliche in unsere Veranstaltungen. Mindestens weitere 10000 Personen waren durch unsere Ausstellung im „Haus der Jugend“, durch das Platzkonzert am Maschsee und durch unseren Kiosk im Stadtzentrum, von dem aus wir für die Aktion „Wir helfen“ warben, angesprochen.

Eichstädt

Fotos: K. Ehrlich



DGB: Gewerkschaftliche Einheit wird nicht angetastet

Die von Pater Dr. Reichel und seiner Gruppe abgegebene Erklärung, wonach die Einheitsgewerkschaft gescheitert sei und die im Deutschen Gewerkschaftsbund verbleibenden christlich-sozialen Mitglieder isoliert wären, wird vom Vorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes als unzutreffend und irreführend zurückgewiesen. Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat in der Vergangenheit immer wieder mit den verschiedenen kirchlichen, konfessionellen und parteipolitischen Gruppen und Persönlichkeiten freimütig Gespräche geführt.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund kann aber um der Einheit willen besondere Organisationen oder Fraktionen nicht anerkennen oder dulden. Darüber sind die „Christlich-soziale Kollegenschaft im DGB“ und auch Pater Dr. Reichel und seine Gruppe nie im unklaren gewesen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund betreibt seine Politik entsprechend seiner Satzung in parteipolitischer und konfessioneller Unabhängigkeit, und er hat der christlichen Weltanschauung gegenüber stets seine Toleranz bewiesen. Demzufolge weist der Deutsche Gewerkschaftsbund die Vorwürfe von Pater Dr. Reichel der „Sozialdemokratisierung des DGB“ und der „Sozialisierung der Kultur“ durch den DGB als unberechtigt und unbewiesen zurück.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund wird auch künftig mit allen demokratischen Kräften zusammenarbeiten, die sich mit ihm für die Verwirklichung seiner gewerkschaftlichen Aufgaben einsetzen. Er wird in seinen Reihen getreu seiner demokratischen Grundsätze die Meinungsfreiheit aller unter Wahrung der parteipolitischen Unabhängigkeit und weltanschaulichen Toleranz gewährleisten.

Tarifverträge auch für Lehrlinge im Handwerk

In einem Schreiben an den Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, Theodor Blank, hat der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes verlangt, daß die noch bestehende „Anordnung zur Vereinheitlichung der Erziehungsbeihilfen und sonstigen Leistungen an Lehrlinge und Anlernlinge in der privaten Wirtschaft“ vom 25. Februar 1943 – auch Sauckelsche Verordnung genannt – umgehend außer Kraft gesetzt wird.

Der DGB weist darauf hin, daß diese Anordnung noch aus der Zeit des Dritten Reiches stammt und den Abschluß von Tarifverträgen für die Lehr- und Anlernlinge im Handwerk und Handel behindert. Durch den Gebrauch des Wortes „Erziehungsbeihilfe“ wird außerdem indirekt ein Erziehungsverhältnis statuiert, das in Wirklichkeit nicht besteht. In den geltenden Tarifverträgen ist dieses Wort längst durch die Bezeichnung „Lehrlingsvergütung“ ersetzt worden. Der DGB und die in ihm vereinten Gewerkschaften vertreten die Ansicht, daß es sich bei einem Lehrverhältnis nicht um ein Erziehungs-, sondern um ein Arbeitsverhältnis besonderer Art handelt. Der arbeitsrechtliche Charakter des Lehrverhältnisses ist durch namhafte Wissenschaftler eindeutig nachgewiesen worden.

Gewerkschaftsjugend sammelt für Schule in Afrika

Als besonderen Beitrag der Gewerkschaftsjugend zu der Aktion „Wir helfen“ wollen die jungen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik mit ihren Spenden den Bau einer Gewerkschaftsschule im französisch sprechenden Teil Afrikas ermöglichen. Neben den beiden IBFG-Schulen in Kalkutta (Indien) und Kampala (Uganda) wäre sie die dritte Schule, auf der Gewerkschaftler aus den Entwicklungsländern das notwendige Wissen und Können für ihre schwere Aufbauarbeit erhalten.

„Aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „Aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Die Bundeswehr und der Krieg im Groschenheft

In der Januarausgabe des „Aufwärts“ haben Lilo Weinsheimer und Gerd Angermann eine besondere Art von Schundliteratur angeprangert: die Groschenhefte, die den Krieg im Landserjargon verherrlichen, verfälschen und verniedlichen. Ein Arbeitskreis von Pädagogen und Juristen in Bremen hatte kurz zuvor die Abwehraktion gegen den Landserschund in Gang gesetzt, indem er die Bremer Jugendbehörde aufforderte, bei der Bundesprüfstelle für jugendgefährdendes Schrifttum die Indizierung einiger besonders übler Produkte zu beantragen. Den Bremern kam Hilfe aus Hamburg. Dort ergriffen junge Angestellte die Initiative. Als nach „Aufwärts“ noch einige andere Jugendzeitschriften („Recht der Jugend“, „Hessische Jugend“) gegen diese Art der kommerzialisierten Jugendvergiftung protestiert hatten, beschäftigte sich im April d. J. der Bundesjugendring mit der Sache. Er legte seine Stellungnahme in einer Entschließung nieder, aus der wir folgenden Absatz herausgreifen:

„Der Deutsche Bundesjugendring erblickt daher in den verantwortungslosen, unseriösen Groschenheften, die vorgeben, den Krieg wahrheitsgetreu zu schildern, ihn in Wahrheit jedoch grob verfälschen, eine Gefahr, der nicht nur mit erzieherischen, sondern auch mit allen zur Verfügung stehenden gesetzlichen Mitteln entgegengetreten werden muß. Er fordert alle antragsberechtigten Stellen auf, bei der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften zu beantragen, solche Schriften zu indizieren, und bittet die Bundesprüfstelle, der hier gekennzeichneten Gefahr ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden.“

Diese gewichtige Stimme ist nicht ohne Gehör geblieben. Die Jugendbehörden mehrerer Bundesländer haben Anträge eingereicht, die Bundesprüfstelle hat bis zum 1. 7. d. J. folgende Veröffentlichungen auf die Liste der jugendgefährdenden Schriften gesetzt:

Rudel: „Trotzdem“

Hausser: „Waffen-SS im Einsatz“

Konsalik: „Sie fielen vom Himmel“

Landser Nr. 21, Kai: „Husarenstreich von Shiratino“

Landser Nr. 45, Zolin: „Minus 50 Grad“

Landser Nr. 64, von Kunhardt: „Sonderauftrag Skoplje“

Landser Nr. 66, Kai: „Zwischen Rhein und Neckar“

Landser Nr. 79, Korten: „Jagdflieger greifen an“

Landser Nr. 82, Köster-John: „Wespen greifen an“

Landser Nr. 51, Kersten: „Panzer rollen Richtung Baku“

Rudel: „Der Landser – Ritterkreuzträger erzählen“

Kern: „Stadt ohne Gnade“

Rudel: „Aus Krieg und Frieden“

Rudel: „Ritterkreuzträger erzählen“

Nash: „Verfluchtes Tanger“

Junge Bergarbeiter aus vielen Ländern

In der Zeit vom 17. September bis 1. Oktober fand der 2. internationale Studienkurs des Internationalen Bergarbeiterverbandes (IBV) in der Schule der belgischen Bergarbeiter in Harre in Belgien statt. Nachdem der 1. Studienkurs auf internationaler Ebene in unserem Jugendheim Stadelberghaus in Miesbach zu einer guten Zusammenarbeit geführt hat, entschloß sich der Jungbergausschuß und das Exekutivkomitee des Internationalen Bergarbeiterverbandes, diese Studienkurse regelmäßig jährlich einmal durchzuführen. Die Kurse sollen jedesmal in einem anderen Land, das dem IBV angeschlossen ist, durchgeführt werden. Leider ist es aus Kostengründen nicht möglich, die Delegationen der asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Verbände teilnehmen zu lassen.

Aus Belgien, Frankreich, Österreich, Jugoslawien und Deutschland nahmen Delegationen von Jungbergausschülern teil. Die Sorgen aller Teilnehmer waren gleich groß, ob sie nun aus dem noch wirtschaftlich unterentwickelten Jugoslawien, dem von der Kohlenkrise besonders hart betroffenen Belgien oder dem in Gemeineigentum überführten Bergbau Österreichs kamen. In Diskussionen und Einzelgesprächen der Teilnehmer zeigten sich immer wieder die großen Unterschiede in den Sozialver-

hältnissen und nach den Entscheidungen der Bundesprüfstelle hat die Abwehraktion ein lebhaftes publizistisches Echo gefunden. Große Tageszeitungen und fast alle Funkhäuser haben durch substantiierte Beiträge die Aktion unterstützt, das Fernsehen hat eine Diskussion zwischen Vertretern des Bremer Arbeitskreises und der betroffenen Verlage gesendet. Nachdem die Verlage zuerst versucht hatten, ihre schlechte Sache mit juristischen Mitteln zu verteidigen, mußten sie bald einsehen, daß auch das Geschäft mit Schund nicht ohne Risiko ist. Der Großhandel wurde vorsichtig und nahm nicht mehr alles ab, Kioske – wo diese Ware ja zumeist verhandelt wird – ließen ganze Sendungen zurückgehen. Daraufhin blieb auch den Verlagen nicht anderes übrig, als auszuweichen. Einige Reihen wurden überarbeitet und die schlimmsten Stellen wurden ausgemerzt – ohne daß dadurch an der bedenklichen Grundtendenz etwas geändert worden war, einige Reihen wurden ganz eingestellt. Das bedeutet keineswegs, daß die Gefahr schon gebannt ist, im Gegenteil, das in unauffälliger Verpackung zur Verbreitung kommende Gift wird erhöhte Wachsamkeit erfordern. Immerhin darf man in der Rückschau auf die Aktion, die etwa vor Jahresfrist begann, doch sagen, daß auch bei uns der für den Bestand der demokratischen Ordnung so lebenswichtige Prozeß der Selbstreinigung funktionieren kann. Und mit besonderer Freude wird man registrieren, daß die Jugend selbst die Initiative ergriffen und sich nachdrücklich gegen kommerzielle Vergifter zur Wehr gesetzt hat. Sie hat damit überzeugend politisches Verantwortungsgefühl und staatsbürgerliche Haltung demonstriert.

So scheint das auch der Generalinspekteur der Bundeswehr, General Heusinger zu sehen, denn er hat Jugendgruppen, die sich durch besondere Initiative auszeichneten, seine Anerkennung ausgesprochen. Wer daraus den Schluß ziehen möchte, die Bundeswehr distanzieren sich – Gott sei Dank! – von dem in den Groschenheften verherrlichten „Landsertum“, das sich in Wahrheit in nichts von den Killern und Gangstern der übelsten „Krimis“ unterscheidet, der wird böse enttäuscht, wenn er liest, daß sich ein „maßgeblicher Mitarbeiter“ des Bundesver-

teidigungsministeriums gegen die Initiatoren der Abwehraktion und damit für den Landserschund eingesetzt hat. Dieser maßgebliche Mitarbeiter wirft den Kritikern der Groschenhefte vor, daß sie sich zu Schrittmachern kommunistischer Propaganda hergaben, daß sie sich in Übereinstimmung mit übler kommunistischer Agitation befänden und einem Angriff auf die Verteidigungsbereitschaft der Bundesrepublik dienen könnten. Diesen Artikel hat die Zeitschrift „Soldat im Volk“ auf der Titelseite gebracht und das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung hat ihn als Sonderdruck verbreitet und ihn u. a. an die Redaktionen der Schülerzeitungen verschickt.

Ob im Bundespresse- und Informationsamt niemand auf den Gedanken gekommen ist, daß man mit dieser Schützenhilfe für die Groschenheft-Produzenten sowohl den Generalinspekteur der Bundeswehr – d. h. den für die Ausbildung und Erziehung der Truppe unmittelbar verantwortlichen höchsten Offizier – als auch die Bundesprüfstelle desavouiert oder gar denunziert? Es wird Sache der Betroffenen sein, sich dagegen zu verwahren. Die deutsche Jugend aber hat angesichts des Zweifels, das durch die widerspruchsvollen Stellungnahmen auf die Haltung der Bundeswehr fällt, ein Recht zu fragen: Wie steht die Bundeswehr, genauer: wie steht das Bundesverteidigungsministerium zu den Groschenheften, die von der Bundesprüfstelle, weil sie den Krieg verherrlichen, auf die Liste der jugendgefährdenden Schriften gesetzt wurden? Damit noch einmal in Erinnerung gerufen wird, auf welchem Niveau die Hefte sich bewegen, sei hier ein Zitat wiedergegeben:

„Zehn nehme ich allein, drei mit der Pistole, zwei trete ich gegen den Bauch und drei furze ich um.“

Es wäre sehr schlimm für die Bundeswehr und für die Bundesrepublik, wenn so etwas mit Verteidigungsbereitschaft gleichgesetzt würde.

Cato

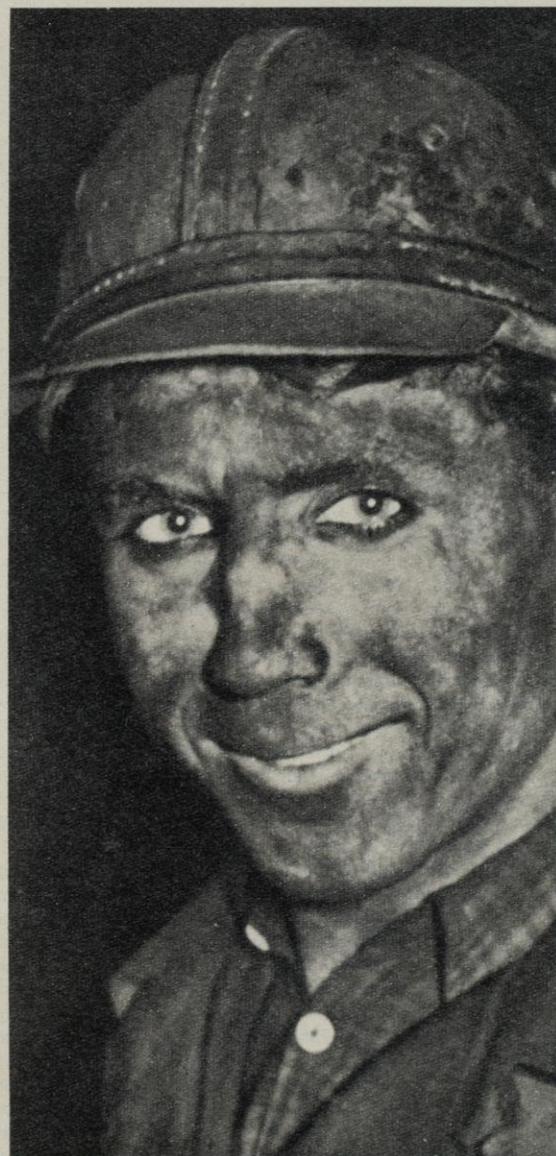


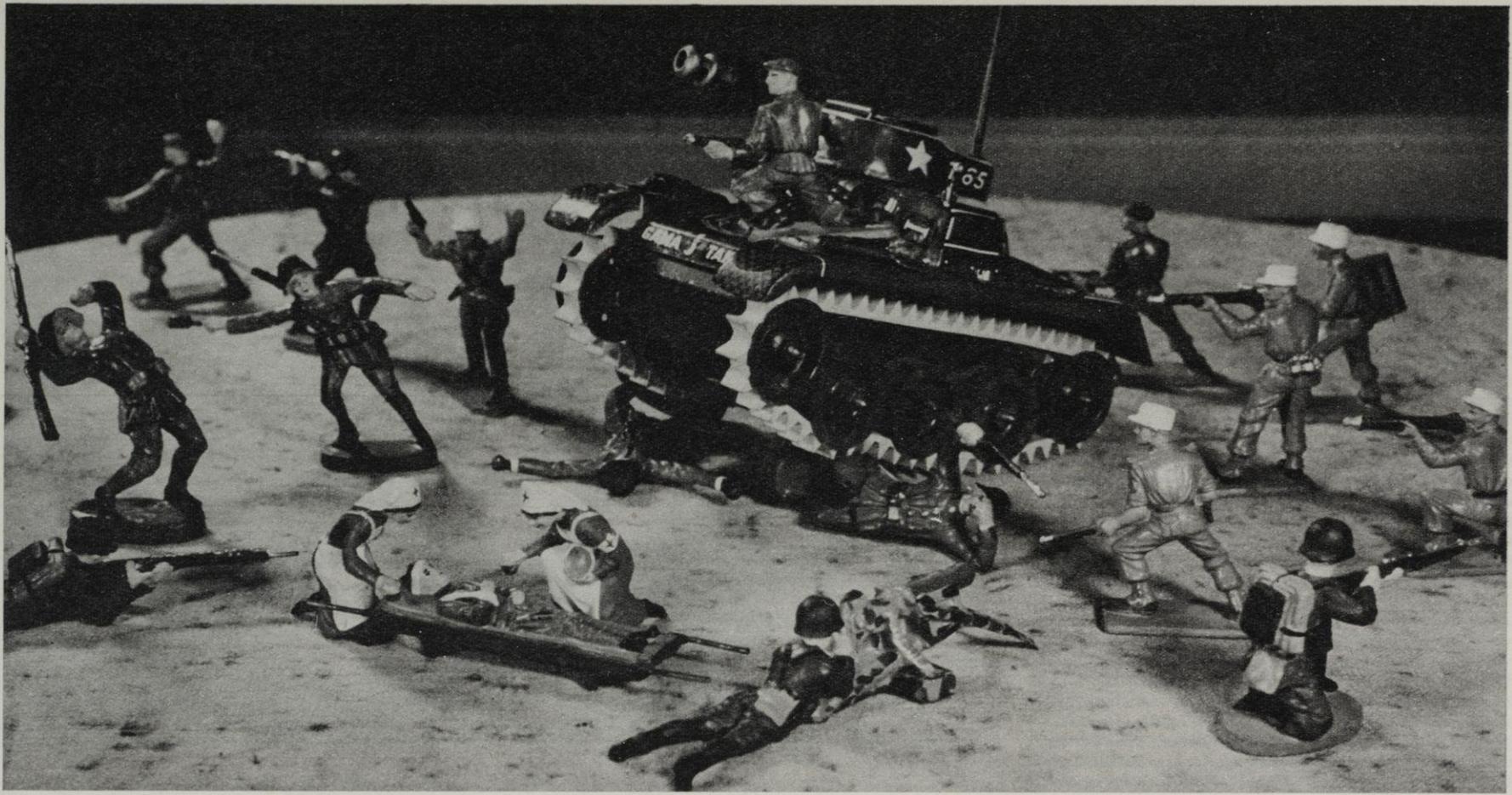
stungen, den Löhnen und nicht zuletzt in den Produktionsbedingungen zwischen den einzelnen Ländern. Soll das angestrebte gemeinsame Europa aber Wirklichkeit werden, so müssen diese Unterschiede in den einzelnen Ländern verschwinden. Unser Europa von morgen braucht einen krisenfesten und gegen andere Energieträger konkurrenzfähigen Bergbau, in dem der Bergmann die Spitze der Lohnskala und die kürzeste Arbeitszeit hat. Zu diesem Ziel ist der Weg noch weit, und es wird viel Kraft und Arbeit von uns allen kosten, um dorthin zu gelangen.

Ähnlich liegen die Probleme unserer afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Freunde in ihren Ländern. Dort ist die Not bedeutend größer, da der Hunger oftmals das Hauptproblem ist. Der IBV plant, in diesen Erdteilen Studienkurse durchzuführen, um eine Koordinierung der Politik der dortigen Bergarbeiterverbände zu erreichen. Es ist natürlich, daß in Vorträgen und Diskussionen die Entwicklungsländer einen breiten Raum einnehmen. Wir kamen zu der Überzeugung, daß es in der Zukunft nicht genügt, nur Stahlwerke und Fabriken zu liefern, sondern wir werden ihnen auch helfen müssen beim Aufbau ihrer gewerkschaftlichen Organisationen. Nur wenn der Anteil der Arbeiter am Sozialprodukt in den Entwicklungsländern gerecht ist, besteht nicht die Gefahr für billige Waren auf dem Weltmarkt durch Lohndumping.

Einige der älteren Teilnehmer des Studienkurses standen vor wenigen Jahren noch im zweiten Weltkrieg mit der Waffe in der Hand sich gegenüber. Heute erwächst in einigen gemeinsamen Tagen im Kreise junger Menschen über alle Grenzen hinweg ein echtes Gefühl der Solidarität und Freundschaft. Mögen diese internationalen Studienkurse mit dazu beitragen, daß die junge Arbeiterschaft Europas der Mörtel wird, der die Bausteine einer friedlichen Welt zusammenhält.

Richard Kasper





Gebt ihnen Bausteine, aber kein ATOMGESPENST

Sie verdienen gut am Kriegsspielzeug . . . behauptet Waldemar Kelberg

Es ist gerade an der Zeit, eine Meldung, die in vielen Variationen in den letzten Wochen durch die bundesrepublikanischen Zeitungen geisterte, zu demaskieren. „Kriegsspielzeug nicht gefragt“, – so oder ähnlich lautete die Nachricht. Es bleibt noch ein Rätsel, wer wen mit dieser Meldung beruhigen wollte oder wer Sehnsucht nach einer weißen Weste hatte. Die Meldung ist in jeder Hinsicht eine Heuchelei. Hunderte von Schaufenstern der Kinderspielzeug-Geschäfte strafen in diesen Tagen jene Behauptung Lügen. Dem Kriegsspielzeug sind besondere Ecken in der Dekoration oder manchmal ganze Fenster oder Schaukästen gewidmet. Und die Hersteller sind absolut bestens informiert, modernste Waffen, in natura manchmal noch recht geheimnisvoll versteckt, prödeln als Spielzeugnachbildung vor fachkundiger Genauigkeit.

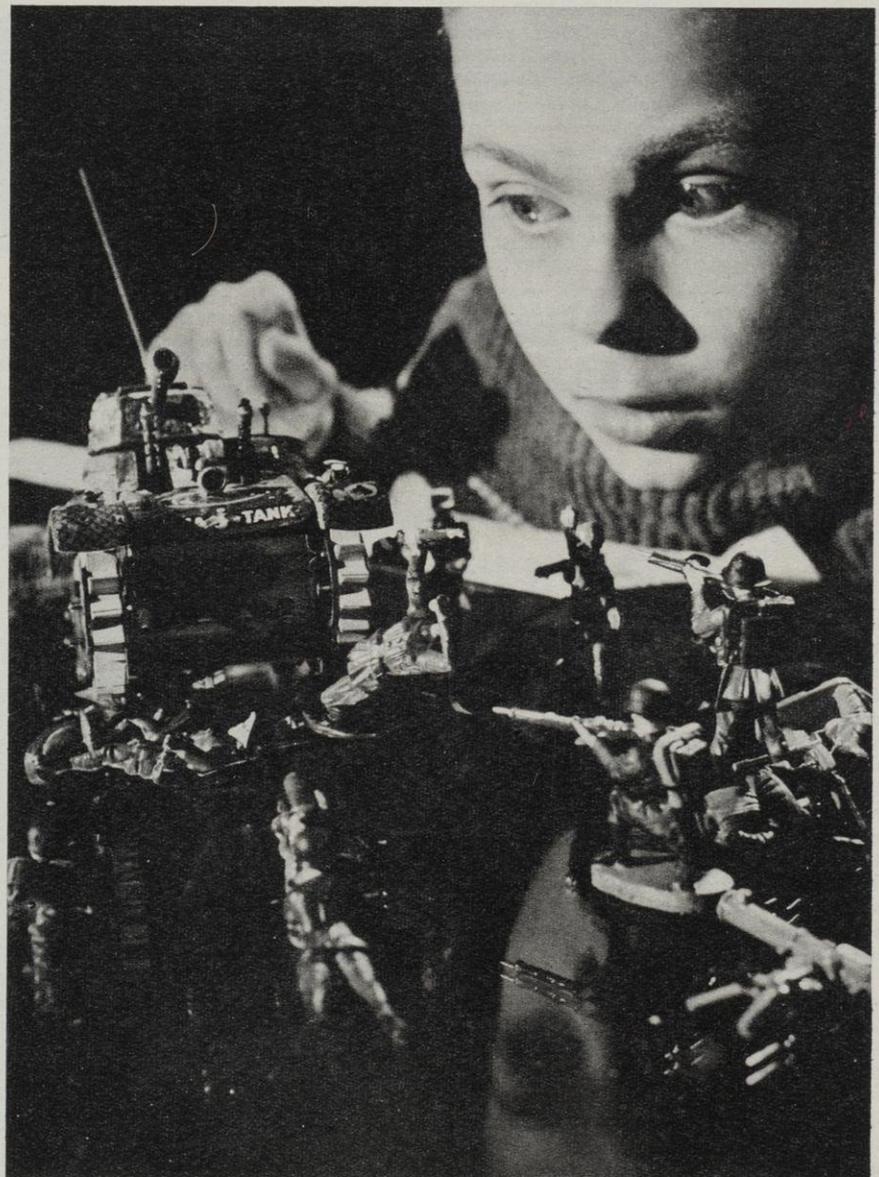
Kein Textilfabrikant stellt einen Stoff her, von dem er sich nicht einen Absatz erhofft. Kein Textilhändler bestellt sich diesen Stoff, wenn er nicht damit ein Geschäft wittert. Warum produzieren denn gewisse Fabrikanten Kriegsspielzeug? Doch wohl offensichtlich, um damit Geld zu machen. Warum stellen Spielzeughändler Miniaturwaffen und sterbende Soldaten aus? Doch bestimmt nicht zur abschreckenden Dekoration ohne eigenen Nutzen. Daß es einen sehr sortenreichen Markt für Kriegsspielzeuge gibt, ist schlicht der Beweis dafür, daß man damit Geschäfte machen kann. Diese fast banale Erklärung ist notwendig, sonst gibt es doch wieder jemand, der auf oben angeführte Meldungen hereinfällt und aus der angeblich geringen Nachfrage nach Kriegsspielzeug auf schlechte Geschäfte oder gar eine einsichtige Haltung der Händler und Fabrikanten schließt. Wie groß jene Nachfrage ist, bleibt sekundär. Tatsache ist das gute Geschäft.

Zur Herstellung nur eines Atomraketen-Typs als Kinderspielzeug müssen für die Bleche besondere Matrizen zum Stanzen angefertigt werden, denn sie werden ja schließlich am Fließband hergestellt. Kein Fabrikant läßt solche Matrizen oder Gießformen für sterbende Plastiksoldaten herstellen, wenn er sich durch die moderne Marktforschung nicht vergewissert hat, daß solches „Spielzeug“ abgesetzt werden kann. Zum Teil sind es sehr erfahrene

Fabrikanten, die auch den Kindern des „Tausendjährigen Reiches“ den appetitanregenden Militaristenschund lieferten und davon nicht schlecht lebten.

Vor Jahren haben die Frauen und Mütter in Frankfurt und Nürnberg noch Standinhabern auf den Weihnachtsmärkten mit den Fäusten gedroht, weil sie veraltete feuerspeiende Blechpanzer anboten. Heute besuchen, wie nachweislich aus einer Untersuchung hervorgeht, viele Väter persönlich mit und ohne Söhne die Geschäfte und kaufen – Kriegsspielzeug. („Guck mal, so einen Panzer hat dein Vater auch gefahren . . .“). Und heute muß es das „Modernste“ sein.

Es gibt Kriegsspielzeug-Hersteller, die nicht nur gedankenlos sind. Irgendeiner ist auf die Idee gekommen, original nachgebildete Handgranaten den Kindern anzubieten. In der Gebrauchsanweisung erklärt der Hersteller den Kindern, daß sie die Handgranate abziehen und nach höchstens vier Sekunden fortwerfen müssen. Aber in der Gebrauchsanweisung steht noch mehr. So zum Beispiel: „Du erschrickst wie ein echter Frontsoldat . . .“ So wird also den Kindern schon das in Wirklichkeit grausame Erschrecken eines Soldaten gepriesen. Der Hersteller kümmert sich einen Dreck um die scheußliche Moral dieser Anpreisung. Er kümmert sich ebensowenig darum, wie ein Fabrikant, der von der „Naturtreue“ nicht genug bekommen kann. Als in einer Verkaufspassage in Frankfurt am Main in der Hauptbahnhofsgegend ein junger Bursche die Straßenpassanten mit einer Pistole bedrohte, wurden selbst die alarmierten Polizeibeamten stutzig. Denn das, was der Junge in der Hand hatte, sah einer aus dem letzten Krieg bekannten deutschen Pistole 08 verblüffend ähnlich. Die Polizisten hätten beinahe ihrerseits die scharfen Waffen gezogen, wenn der Junge nicht im letzten Augenblick die Pistole aus der Hand verloren hätte. Dabei stellte es sich heraus, daß es sich um eine haargenaue Nachbildung der „Pi 38“, die allen ehemaligen Soldaten noch gut in Erinnerung ist, handelte. Wie schnell hätte ein Unglück geschehen können, wie schnell kann noch eines geschehen, denn die Pistolen werden noch immer verkauft. Mit bunten Phantasienachbildungen als Wasserpistolen begnügt



man sich nicht mehr. Der Polizeipräsident von Offenbach am Main erklärte in einem Interview: „Von dieser Nachbildung geht eine Gefahr aus. Sie ist als Spielzeug in Kinderhänden ungeeignet.“ Aber ein Verkäufer in einem Spielwarenladen erklärte: „Wir müssen eben immer mit etwas Neuem kommen, wir können uns vor NachfragernachsolchenPistolennicht retten.“ Gefahr? Was stört diese den Hersteller oder den Händler, Geschäft ist Geschäft und wenn es noch so schmutzig ist.

Auch aus einem Spielzeugwarengeschäft hatte sich ein 15jähriger Oberschüler aus Darmstadt eine nachgebildete Atom-Rakete gekauft. Beim ersten Startversuch verwechselte der Oberschüler jedoch die Treibsätze und es kam in der Metallröhre, in der sich die explosive Masse befand, zu einer Explosion. Der Junge wurde blutüberströmt von Nachbarn, die den Knall und seine Hilfeschreie gehört hatten, in der Wohnung aufgefunden. Er lag lange Zeit mit schweren Verletzungen in einem Krankenhaus. Die Kriminalpolizei von Darmstadt nahm diesen Vorfall zum Anlaß, nochmals alle Eltern zu warnen, die Kinder nicht mit einem derart gefährlichen Spielzeug unbeaufsichtigt hantieren zu lassen.

Blut und Schreckensschreie beim Kinderspiel mit Kriegsspielzeug – das dürfte mehr sagen, als die beschwichtigenden Redensarten ungezogener Reklamemanager, die sich mit den echten Militaristen auf eine Seite stellen und die Gefahr verniedlichen. Wir könnten eine lange Liste blutiger und grauenhafter Unglücksfälle vorlegen, die in der letzten Zeit durch Kriegsspielzeug aller Art vorgekommen sind. Abgesehen von den Unglücken, bei denen Schundhefte und Bilderstreifen, aber auch Filme und Sammelbilder direkt oder indirekt die Ursache waren. Aber darum geht es nicht allein.

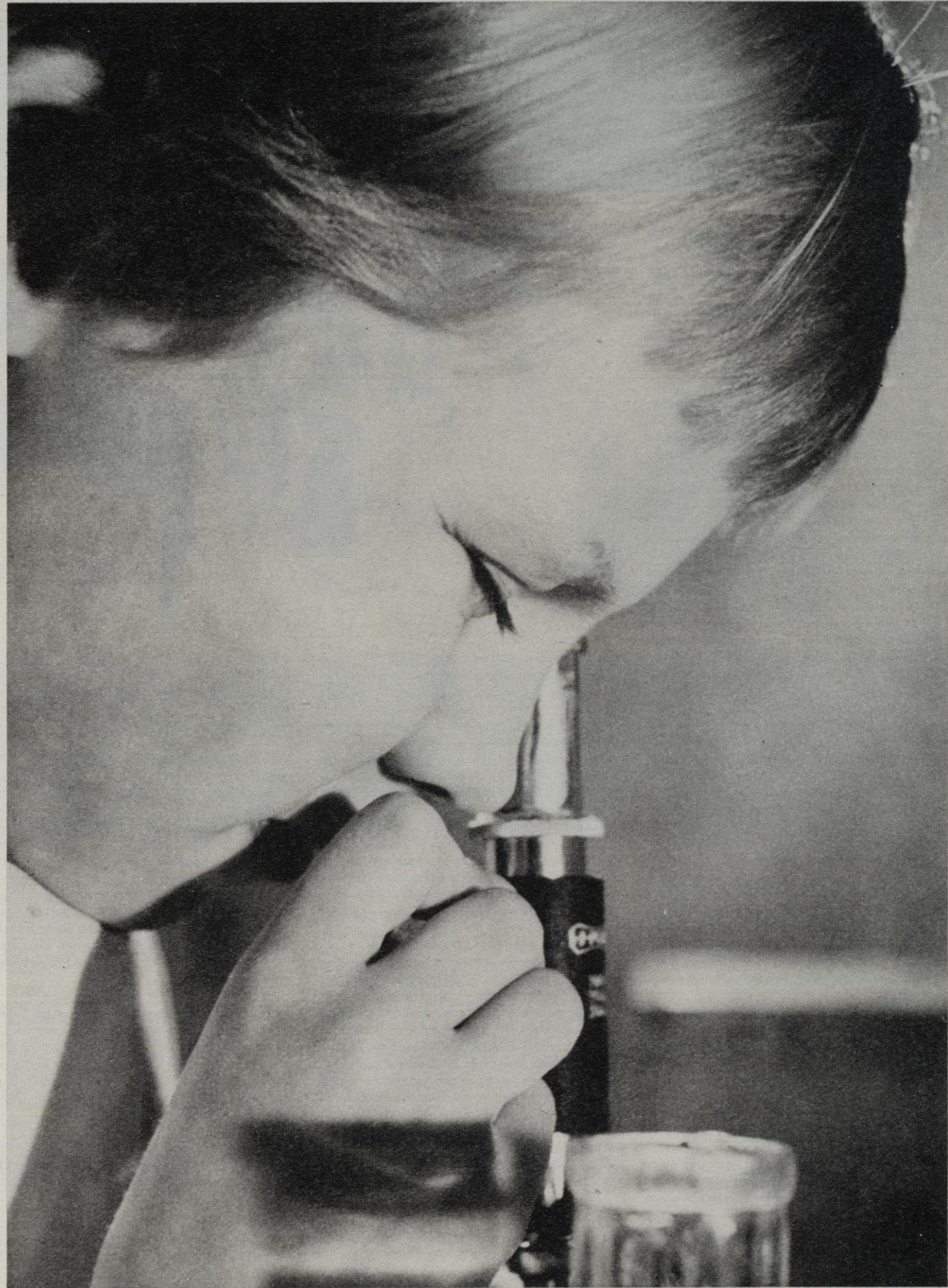
In aller Stille entstand bei der Real-Film nach einem Drehbuch von Helga Koppel ein Kulturfilm mit dem Titel: „Wer will unter die Soldaten.“ Die Real-Film geht dem Problem des Kriegsspielzeugs mutig ans Leder, ohne dabei eine politische Tendenz verfolgen zu wollen. Es sind Tatsachen, die Szenen sind nicht konstruiert, sie kamen und kommen vor, tagtäglich, in unserem Land. Der Film steht unter dem Leitwort: „Gebt ihnen Steine in die Hand, und sie werden bauen; gebt ihnen Waffen in die Hand, und sie werden schießen.“

In einer Szene sagt der Film sehr klar, was er ausdrücken will: Da ist ein Kinderspielplatz und die „spielenden“ Kinder bekämpfen sich mit naturgetreu nachgebildeten Produkten der Industrie, mit Sturmgewehren und Pistolen, so, wie man sie überall kaufen kann. Eine Mutter kommt. Der Junge der Mutter ist mit dabei. Die Mutter schickt ihn nach Hause. Die Spielkameraden sind böse, weil die Mutter gestört hat. Die Mutter geht. Da hebt der älteste unter den Buben seine Maschinenpistole, richtet sie auf den Rücken der Mutter und ruft „tack – tack – tack“. Diese Rufe werden im Film von den Schußgeräuschen einer echten Maschinenpistole vermischt, und langsam blendet das Bild auf den Schießplatz einer Militäreinheit über.

Man weiß noch nicht, wie dieser Film ankommt. Aber gewiß wird es Stimmen geben, die sich über diesen Film ebenso lustig machen, wie über die These Albert Schweitzers von der Ehrfurcht vor dem Leben. Und wer fragt schon danach, wie sich Kriegsspielzeug auf den kindlichen Charakter auswirkt?

Zu der Meinungsforschung um das Kriegsspielzeug gehört auch eine repräsentative Befragung, die vor nicht allzu langer Zeit durchgeführt wurde. Zweifellos sollte auch diese Umfrage bezwecken, den Beweis dafür zu bringen, wie wenig Kriegsspielzeug gefragt sei. Unumstößlich aber war aus dieser Befragung die Tatsache, daß von 100 getesteten Spielzeughändlern nur 10 es strikt ablehnten, Kriegsspielzeug für Kinder zu verkaufen. Dreizehn der Befragten hielten es sogar für notwendig, die nachgebildeten Waffen und Kriegsgeräte an auffälliger Stelle im Schaufenster zu dekorieren.

Es mag sein, daß man dieses Ergebnis wieder mit einer Gegenbefragung entkräften will oder wird. Wer aber mit offenen Augen die Spielzeuggeschäfte der Bundesrepublik in diesen Tagen betrachtet, dazu gehören auch Papierwarenhandlungen und ähnliche Unternehmen, der weiß genau, daß es zu diesem Weihnachtsfest wieder zahlreiche Kinder-Kriegsschauplätze unter den Lichterbäumen geben wird. Denn eine Industrie hätte schon längst die Produktion solcher Apokalyptischer Reiter ein-



gestellt, wenn es sich nicht finanziell lohnen würde.

So, wie das Kriegsspielzeug den Tod und das Töten fast verherrlicht, so leichtsinnig gehen die Kinder beim Spiel in der letzten Zeit auch mit dem Leben um. Pfeile mit Bleispitzen finden unschuldige Opfer, Kinder „spielen“ Erhängen und töten sich aus Versehen, Buben spielen mit gefährlichen Sprengstoffen wie früher unsere Ahnen mit Zinnsoldaten. Der „Wildwest“ mit seinen Leichenfeldern in Film und Comics tut das übrige. Die Schuldigen und die Urheber machen weiter Geschäfte, denen sich selbst Margarinefabriken nicht verschließen können. Für den Einkauf von einem Pfund „Frauenlob“ bekommt Mutters Kind ein „packendes“ Bild mit abstürzenden Flugzeugen und brennenden Menschenleibern. Und das ganze Zugabe- und Lockgeschäft für Margarine steht unter dem Titel: „Vom Schwarzpulver bis zur Atombombe – Waffen im Wandel der Zeiten.“ Und da kann der margarineverzehrende Junge dann lesen, wie Margarine-Fabrikanten die Kriegspolitik beur-

teilen. „Die Luftschlacht über England war eine der einschneidenden Handlungen des zweiten Weltkrieges. Nach wochenlangen Kämpfen blieben schließlich die englischen ‚Hurricanes‘ den deutschen ‚Me 110‘ überlegen ...“ An anderer Stelle wird gerühmt: „... Der Flieger zielte mit der ganzen Maschine und betätigte beim Anflug auf den Gegner den Auslösehebel der Waffe ...“

Während sich die Bevölkerung der ganzen Welt nach Entspannung sehnt, produzieren geschäftstüchtige Manager immer wieder Gegner, gegen die gekämpft wird oder gegen die man kämpfen muß. Jede Kinderpistole braucht einen Gegner, sonst wäre die Pistole ja unsinnig. Und so erheben sich die kleinen Kinderhände mit den Pistolen oder Gewehren, Kindermünder machen „Peng“ und wollen damit sagen, daß der Gegner tot oder verwundet sei. Die Kinder lernen, daß es eine Welt voller Gegner geben muß und daß man diese ohne Töten nicht aus dem Weg räumen kann.

Es gibt keine Statistik über die Produktion von Kriegsspielzeug. Sie wäre auch uninteressant,

denn schon eine Atomkanone aus Blech oder ein sterbender Soldat aus Spritzguß unter dem Lichterbaum ist zu viel, ist eine Zumutung für jeden, der jeden Krieg verabscheut. Ist es schon schlimm genug, daß die Politiker es bis zur Stunde nicht fertigbrachten, auf Soldaten, Gewehre und Kanonen zu verzichten. Was sollen also die Omen neuer Grausamkeit in den Händen von Kindern und spielenden Buben? Sie sind keine Notwendigkeit, niemand könnte eine solche auch nur annähernd beweisen. Und das ist das traurigste an dieser Tatsache: Nur das Geschäft interessiert die Manager mit dem Kriegsspielzeug. Sie hoffen, daß die Saat nicht aufgeht, bevor sie ihr Leben gelebt haben ...

Fotos: Real/Europa

Macky Messer

Von Walter Than

Illustrationen: Bernhard Müller

Matteo warf einen gleichgültigen Blick über die Schulter, als interessierte ihn nicht sonderlich, was hinter seinem Rücken vorging. An einem Ecktisch der Espresso-Bar spielten Macky Hocks Kumpane Würfelpoker. Eine Schar junger Burschen, die den Musikautomaten belagerte, folgte hypnotisiert den trockenen Rhythmen einer latein-amerikanischen Melodie. Niemand beachtete Matteo.

„Weshalb wollen Sie nicht Vernunft annehmen?“ fragte Sonja über die Theke hinweg. „Wissen Sie, was Macky Hock sagte, als er Sie letztthin mit mir reden sah? ‚Mir gefällt seine Krawatte nicht‘, sagte er. Wenn Sie Macky Hock kennen, wüßten Sie, was das bedeutet.“ Er fühlte sich unbehaglich auf dem hochbeinigen Hocker. Seine Hände auf den Knien berührten die Holzverschalung der Theke. Er stellte beunruhigt fest, daß seine Finger steif und gefühllos waren. „Ist das alles?“ fragte er. „Er ist unberechenbar wie ein Raubtier“, fuhr sie leise fort. „Gestern schlug er Krach, weil einer von diesen Jazzfans ‚Macky Messer‘ an der Musikbox wählte. ‚Macky Messer‘ wird seit Wochen zehnmal am Tage gespielt. Gestern wollte er es plötzlich nicht mehr hören. Gestern fühlte er sich plötzlich verspottet. Sie hätten sehen müssen, wie er diesen armen Teufel zugerichtet hat!“

Matteo trank einen Schluck aus seinem Glas. Das dunkelbraune Getränk – Coca-Cola mit einem Schuß Rum – hatte ein starkes, herbes Aroma. Schmeckt wie Angst, dachte er, wie Angst in Rum getränkt. „Ich bin nicht gekommen, um mir ‚Macky Messer‘ anzuhören“, erklärte er.

Sonja schüttelte verzweifelt den Kopf. „Sehen Sie sich einmal diese Burschen da an! Keiner von denen wagt es, mit Macky anzubinden. Wenn Macky einem die Zigarette aus dem Mund schlägt, töten alle anderen ihre Zigaretten ab, und wenn er seine eigenen Pokerwürfel aus der Tasche zieht, die immer so fallen, wie er es braucht, grinsen sie, als machte es ihnen besonderen Spaß, sich von ihm hineinlegen zu lassen.“

Er beobachtete sie, während sie sprach, und dachte die ganze Zeit daran, wie er vor wenigen Tagen zum ersten Male das Lokal betreten und sie erblickt hatte und wie sie ihm dieses Getränk vorgesetzt und mit ihm geplaudert hatte, lachend und voll Unbefangenheit, bis ihre Blicke einander für diese eine atemlose Sekunde begegneten, die er nicht vergessen wollte.

Seine Hände schlossen sich fest um seine Knie. Er würde nicht davonlaufen. Er würde nicht davonlaufen, und wenn sein Leben daran hinge!

„Sie kennen diese Sorte Menschen nicht“, sagte Sonja angstvoll. „Sie gehören nicht in diese Gesellschaft. Sie haben weniger Chancen gegen Macky Hock als jeder andere hier!“ Er nippte an dem Getränk, das nach Angst schmeckte und schaute in Sonjas schwarzblaue Augen, deren Blick beschwörend an ihm hing, und auf ihre vollen, roten Lippen, und er wußte, daß er alles tun würde, was sie von ihm verlangte, nur das eine nicht. „Sie sind hier fertig“, sagte er mit einem Seitenblick auf die ältere Kellnerin, die Sonja abgelöst hatte. „Sie brauchen nur mitzukommen – dann gehe ich. Oder sind Sie diesem Rowdy Rechenschaft schuldig?“

Sie zuckte hilflos die Achseln. „Nein, aber er ist der Stärkere. Am Ende gewinnt immer der Stärkere – falls Sie darauf noch nicht gekommen sein sollten!“

Er kauerte vorgeneigt auf dem Barhocker, die Füße aufgestützt, die Hände zwischen den Knien zusammengedrückt. „Wissen Sie nicht, daß Macky Hock Angst vor Ihnen hat?“

Einen Augenblick lang starrte sie ihn entgeistert an. „Sie sind verrückt!“

„Ich bin nicht verrückt. Er hat schreckliche Angst vor Ihnen. Ich beobachtete ihn, während er mit Ihnen sprach. Sie müssen seine Augen beachten und seine Hände... Sie sind der einzige Mensch hier, den er fürchtet.“



Sonja hatte ein Glas Limonade zubereitet. Sie griff nach einer Serviertasse. „Warum wollen Sie mir das einreden? Selbst wenn es stimmen sollte – wissen Sie, wozu ein Mensch von Macky Hocks Art fähig ist, wenn er Angst hat? Ich werde mich hüten, das auszuprobieren. Niemand würde einen Finger für mich rühren – auch Sie nicht!“ – Ehe er antworten konnte, beugte sie sich über die Theke vor. – „Bitte, gehen Sie!“ sagte sie mit brüchiger Stimme. „Ich will nicht, daß Ihnen etwas zustößt. Eines Tages wird Macky Hock verschwinden, wie er aufgetaucht ist. Wenn Sie dann noch kommen wollen...“ Sie nahm die Serviertasse so heftig auf, daß das Glas beinahe umkippte, und eilte davon.

Von der Pokerrunde klang das gedämpfte Geklapper der Würfel im Lederbecher herüber. Die jungen Burschen um den Musikautomaten begleiteten den Einsatz eines heißen Schlaglers mit rhythmischem Händeklatschen. Irgendwo hupte laut und anhaltend ein Lastauto. Matteo ballte unter der Theke die Fäuste. Sie hatte recht. Er würde keinen Finger rühren. Er würde es nicht wagen, mit diesem gefürchteten Schlagler anzubinden. Er hatte ihm nichts entgegenzusetzen als seine unbewaffneten Hände. Aber seine Hände waren zu nichts zu gebrauchen. Seine Hände besaßen keine Erfahrung im Zuschlagen. Alle Erfahrungen, die er ge-

macht hatte, alles, was er gelernt hatte, steckte in seinem Kopf. Seine Finger waren nichts als Marionetten dieser weichen, gestaltlosen Masse, die Gehirn hieß...

Mit einem Male erfaßte ihn Abscheu vor seinen weißen, gepflegten Händen wie vor einer widerwärtigen Verkrüppelung. Er holte aus und schlug mit aller Kraft zu. Seine geballte Rechte traf die Holzplatte der Theke. Er hörte den dumpfen Schlag nicht und verspürte keinen Schmerz. Er hockte auf seinem Sitz, die Faust noch immer geballt, und betrachtete verwundert das Blut, das aus der geplatzten Haut über den Knöcheln hervorsickerte. Es dauerte einige Zeit, ehe ihm die ungewöhnliche Stille hinter seinem Rücken auffiel. Er warf einen Blick zurück und sah Macky Hock bei der Pokerrunde stehen.

Macky Hock hatte Sonjas rechten Arm beim Ellbogen gefaßt und redete in seiner ausdruckslosen Art auf sie ein. Er war kaum größer als sie. Auf den ersten Blick sah er ganz harmlos aus, am ehesten wie ein junger Arbeiter, der nach einem Tag voll Mühsal ein wenig Zerstreuung suchte.

Matteo wandte sich ab und nippte an seinem Glas. Er spürte den starken, herben Geschmack des Getränkes am Gaumen und schüttelte sich.

Das Lied von „Macky Messer“ fiel ihm ein. „Und der Haifisch, der hat Zähne...“ Er grinste lautlos. „Und der Macky hat ein Messer, und das Messer sieht man nicht...“ Nein, man sieht nur das Blut, dachte er kalt. Das Blut sickerte in großen roten Tropfen aus der Wunde an seiner Hand. Der Anblick von Blut hatte ihm stets Übelkeit verursacht. Jetzt empfand er nichts dergleichen.

Er hob den Blick und lächelte Sonja zu, als sie hinter die Theke trat. Er mußte den Blick nicht nach der Seite wenden, um zu wissen, daß Macky Hock neben ihm stand. Er konnte es in ihren Augen lesen. „Haben Sie sich schon was Hübsches ausgedacht für heute Abend?“ fragte er vergnügt.

Sie rang verzweifelt um eine Antwort. „Sie hat sich was sehr Hübsches ausgedacht“, sagte Macky Hock mit seiner farblosen Stimme. „Aber dich geht das einen Dreck an.“

Matteo fühlte ein Kribbeln an der rechten Hand. Ein paar Blutropfen rollten über seinen Handrücken. Mit einer flinken Bewegung führte er die Hand an die Lippen und leckte die Tropfen fort.

Sonja beobachtete ihn mit angstgeweiteten Augen. „Bitte, gehen Sie!“ murmelte sie beschwörend.



Das Blut hatte den Geschmack nach Coca-Cola und Rum von seinem Gaumen gelöst. Die Hand an den Lippen, sah er in die kalten grauen Augen des Mannes neben ihm. „Manchmal machen einem Frauen Angst, wie? Man wird eher mit zehn Männern fertig als mit einer Frau!“ sagte Matteo.

Macky Hock blinzelte, als hätte ihm jemand Sand in die Augen gestreut. „Hast du nicht gehört? Du sollst verschwinden“, sagte er betont langsam.

Matteo zog ungläubig die Augenbrauen hoch. „Soll ich das wirklich?“ wandte er sich an Sonja.

Sie gab keine Antwort. Sie sah ihn nicht einmal an. Sie hatte die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt und starrte ausdruckslos auf die dunkle Straße hinaus.

Plötzlich begann Matteos blutende Hand zu schmerzen. Er hatte das Empfinden, daß etwas in ihm zusammensank, daß er weich und kraftlos wurde. Es war ein Gefühl, als erwache er aus einem Tagtraum und sähe mit einem Male wieder alles in den unabänderlichen Dimensionen der Wirklichkeit. – Er glitt ohne Hast von dem Barhocker. Wozu war all das gut gewesen? Der Kampf gegen seine Angst, gegen seine Ohnmacht, das Blut an seiner Hand? Don Quichotte und Macky Messer, dachte er. Es war zum Totlachen! Er hatte sich zum Narren machen lassen. Schlimmer noch – er hatte sich selbst zum Narren gemacht!

Im Ausgang kehrte er um. Er trat zur Musikbox, ohne sich an die schadenfrohen Blicke der jungen Burschen zu kehren, fingerte eine Münze aus der Tasche und schob sie in den Einwurfschlitz. Während sein Blick suchend über die Wähltrommel glitt, fühlte er, daß jemand seinen Arm berührte.

„Darf ich wählen?“ fragte Sonja. Er schüttelte ihre Hand mit einer leidenschaftslosen Bewegung ab. „Das haben Sie schon getan“, sagte er kalt und ließ sie stehen.

Es hatte zu regnen begonnen. Das gelbe Licht der Straßenlampen spiegelte sich matt auf dem nassen Granitpflaster. Ein paar Regenschirme glitten wie schwarze Nachtvögel an den Hausmauern dahin. Er stand einen Augenblick an der Straßenecke und blickte unentschlossen in vier düstere Häuserschluchten. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Welche Richtung er auch einschlagen mochte, es regnete überall. . . Plötzlich hob er lauschend den Kopf. Aus dem Inneren der Espresso-Bar erklang eine ihm wohlbekannt Melodie. Eine heisere Männerstimme sang: „... und der Macky hat ein Messer, und das Messer sieht man nicht...“

Er ging zwei Schritte zurück. Durch den offenen Eingang sah er Macky Hock an der gleichen Stelle, an der er ihn verlassen hatte. Macky Hock stand mit hängenden Armen da, einen Ausdruck grenzenloser Verblüffung im Gesicht. Seine Augen folgten ratlos blinzeln einer schmalen Gestalt, die mit sicheren Schritten dem Ausgang zustrebte.

Sonja hatte den Kragen ihres hellen Regentmantels hochgeschlagen. Vor dem Lokal zögerte sie einen Moment. Dann ging sie geradewegs auf Matteo zu. Sie sagte kein Wort. Sie nahm seinen Arm mit einer Geste, als hätte sie ihn eben für einen kurzen Augenblick losgelassen.

Eine Weile gingen sie schweigend durch den Regen, ohne einmal zurückzublicken. Sie schritten an dunklen Fenstern vorbei und an parkenden Kraftwagen, auf deren Dächern Regentropfen glitzerten. Auf einen Lastwagen wurden leere Kisten verladen. Immer weiter blieb die Musik aus der Espresso-Bar zurück.

Matteo begann leise vor sich hinzusummen. „Und der Haifisch, der hat Zähne, und die trägt er im Gesicht...“

„Muß es gerade dieses Lied sein?“ flüsterte Sonja.

„Ich dachte, es wäre auch dein Lieblingsschlager“, sagte er und legte den Arm um ihre Schultern.



Den weißen Vater glaubt ja keiner...

Von Eva Lorenz

„Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?“, fragte der Direktor scharf. Der dunkelhäutige Junge richtete seine schwarzen Augen auf den Mann hinter dem Schreibtisch und schaute gleich wieder weg. Er hob die Schultern ein wenig und schwieg.

„Also, Karli, rede schon!“ mischte sich der Lehrer ein.

„Ich heiße Tscharli“, stieß der Junge hervor. „Tscharli oder Karli, das ist doch das gleiche“, warf der Direktor ungeduldig hin. Der Junge schnaufte verächtlich.

„Nein“, sagte er, „Tscharli ist amerikanisch...“ „Weißt du, was dieser Herr dem Gendarmen erzählt hat?“ fragte der Direktor aufgebracht und wies auf den elegant gekleideten Neger, der im einzigen Klubfauteuil der Direktionskanzlei saß. Der Bub schaute zu dem Fremden hinüber, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Weißt du, was Mister Johns dem Gendarmen gesagt hat?“ wiederholte der Direktor erregt. „Er hat gesagt, daß du überall im Ort herum-erzählst, er sei dein Vater.“

Der Junge schnupfte auf und schwieg. „Wir möchten wissen, was du dir dabei gedacht hast“, sagte nun der Lehrer. Mister Richard Johns schlug die langen Beine in den hellgrauen Flanellhosen übereinander und schaute den Jungen aufmerksam an.

„Ich habe gedacht, der Herr erfährt es sowieso nicht“, sagte der dunkelhäutige Junge und bohrte die Hände tief in die Taschen seiner Lederhose.

„Aber das ist doch eine Lüge“, empörte sich der Direktor. Der Junge zuckte höhnisch die nackten schokoladebraunen Schultern: „Lügen tun alle!“ sagte er.

„Schau, Tscharli“, sagte der Lehrer freundlich, „der Herr war doch immer so nett zu dir; er hat dich auf Ausflüge mitgenommen, und er hat dir sogar ein Fahrrad geschenkt. Wie hast du denn so etwas machen können. Du bist mit deinen zehn Jahren doch alt genug, um zu verstehen, daß es für Mister Johns sehr unangenehm sein muß, wenn man solche Sachen von ihm erzählt.“

„Ihm kann's ja gleich sein“, sagte der Bub trotzig, „aber mir...“ fügte er leise hinzu, „mir ist es eben nicht gleich...“ Er schaute schnell

zu dem eleganten Neger hinüber und senkte dann wieder den Kopf.

„Er gefällt mir eben“, flüsterte er, „weil er so ausschaut wie ich...“

Der Neger im Klubfauteuil lächelte: „Du hast mir auch gefallen, Charly“, sagte er, „gleich als ich dich auf dem Bahnhof sah, hast du mir gefallen.“ Der Fremde sprach sehr gut deutsch.

„Er war nämlich auf dem Bahnhof, als ich ankam“, wandte er sich nun an den Direktor, „und hat mir die Tasche ins Hotel getragen. Und später hat Charly meine Briefe zur Post gebracht und beim Tennisspielen die Bälle aufgehoben.“

„Und dann hat er mir das Rad geschenkt“, flüsterte der Junge.

„Und dafür, zum Dank sozusagen, bist du im ganzen Ort herumgelaufen und hast erzählt, daß Mister Johns dein Vater ist. Schämst du dich nicht?“ schrie der Direktor, „Du bist eine Schande für den ganzen Ort.“

„Von mir aus“, sagte der Junge frech. Der Direktor hob die Hand, als wolle er den Jungen schlagen. Der Fremde legte ruhig die große schwarze Hand auf den Arm des Direktors, doch der Direktor schüttelte sie mit einer raschen Bewegung ab. Als der Junge die Bewegung bemerkte, lachte er höhnisch. „Der haut mich schon nicht“, sagte er, „der haut mich nicht, aber er gibt mir auch nicht die Hand...“

„Das ist nicht wahr“, schrie der Direktor, „ich gebe dir genauso die Hand wie allen anderen Schülern.“

Mister Johns sah den Direktor kurz an. Der Direktor rückte an seiner Brille. „Wir in Europa kennen keine Rassenvorurteile“, sagte er unsicher.

„Komm, Charly“, sagte der Fremde. Der Junge trat widerwillig einen Schritt näher. „Vielleicht kannst du es mir sagen“, er sah ihn aufmerksam an. „Vielleicht kannst du mir sagen, warum du erzählt hast, ich sei dein Vater.“

Der Junge schluchzte auf. „Weil...“ er stockte und rieb die Zehen seiner nackten Füße aneinander, „weil alle immer lachen... sie sagen Coca-Cola-Tscharli zu mir... und wenn ich einen Boxe, dann hauen mich alle... alle gegen einen, die feigen Hunde... Dann sage ich: Ich sag's meinem Vater, und dann sagen sie:

Du hast ja gar keinen! Weil... alle einen haben, nur ich nicht... ich will eben auch einen haben... Und weil Sie mir das Rad geschenkt haben, haben die Buben mir geglaubt, daß Sie mein Vater sind, und... weil Sie so schwarz sind wie ich, haben sie's geglaubt, und weil Sie mit mir im Schokoladeladen waren... sie haben mich nicht mehr gehaut... sie haben gesagt, sie wollen lieber auch so einen Vater, der nicht immer da ist... weil ihre Väter sind nicht so wie Sie, die gehen nicht mit ihnen Pralinen kaufen... und viele haben auch keine Räder... Ihnen kann's ja gleich sein, Sie fahren ja doch wieder weg...“ Und dann weinte er.

Der Lehrer räusperte sich verlegen. „Es ist wahr“, sagte er, „Kinder sind grausam...“

„Erwachsene auch“, sagte der Fremde scharf. „Entschuldige dich doch wenigstens bei dem Herrn“, zischte der Direktor.

„Nein“, sagte der Fremde ruhig. „Wir haben uns zu entschuldigen... Ich war auch nach dem Krieg in Deutschland... und vielleicht... Charly hat recht. Jedes Kind hat ein Recht auf einen Vater...“

„Aber er hat ja einen Vater“, warf der Lehrer ein. „Seine Mutter hat einen sehr braven Mann geheiratet.“

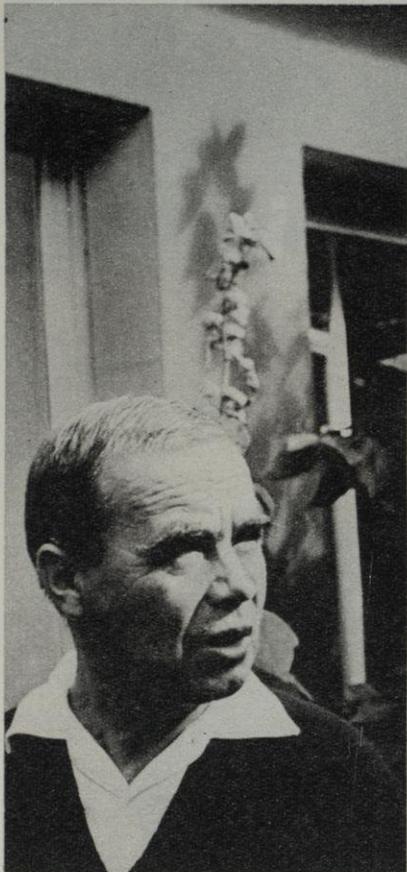
„Vater!“ schrie Tscharli verächtlich. „Den weißen!... Da lachen ja alle, wenn ich zu dem Vater sage... den weißen glaubt mir ja doch keiner... Ich will einen, den man mir glaubt...“

„Du undankbarer Lausejunge...“ fuhr der Direktor auf.

Der Neger machte eine Bewegung, als wolle er dem aufgebracht Mann wieder die Hand auf den Arm legen. Aber dann besann er sich und legte die große schwarze Hand auf die nackte Schulter des Jungen. „Jedes Kind hat ein Recht auf einen Vater, den man ihm glaubt“, sagte er bestimmt. Dann stand er auf, verneigte sich gemessen vor den beiden Männern und nahm den Jungen an der Hand. „Komm, Charly“, sagte er, „wir gehen jetzt Mittagessen.“

Und morgen erzählst du den anderen, daß du mit deinem Vater mittaggegessen hast... und Charly, entschuldige, daß ich zum Gendarmen gegangen bin...“

„Keine Ursache!“ sagte Tscharli großartig, und dann gingen sie.



Figurine zu Ballett „Gezeiten“



„Reflexe auf Grün“



Figurine zu Ballett „Gezeiten“

Besuch bei Hubert Berke

Ballettabend in der Kölner Oper: Vivaldi – Bela Bartok – Strawinsky werden getanzt Prof. Schuh, der Generalintendant, engagiert für Kostüm und Bühnenbild moderne Künstler: den Bildhauer Hajek und den italienischen Maler Afro. Hubert Berke stattet das Ballett „Gezeiten“ nach einer Symphonie von Igor Strawinsky aus. Als sich der Vorhang hebt – stürmische Ovationen des Publikums. Die Tagespresse spendet ebenfalls großes Lob, wir lesen u. a.: „... Der Beifall, der sich schon vor dem ersten Takt erhob, galt nicht zuletzt dem Maler Hubert Berke; denn er hatte am ehesten die völlige Kongruenz zwischen Bild, Musik und Tanz erreicht.

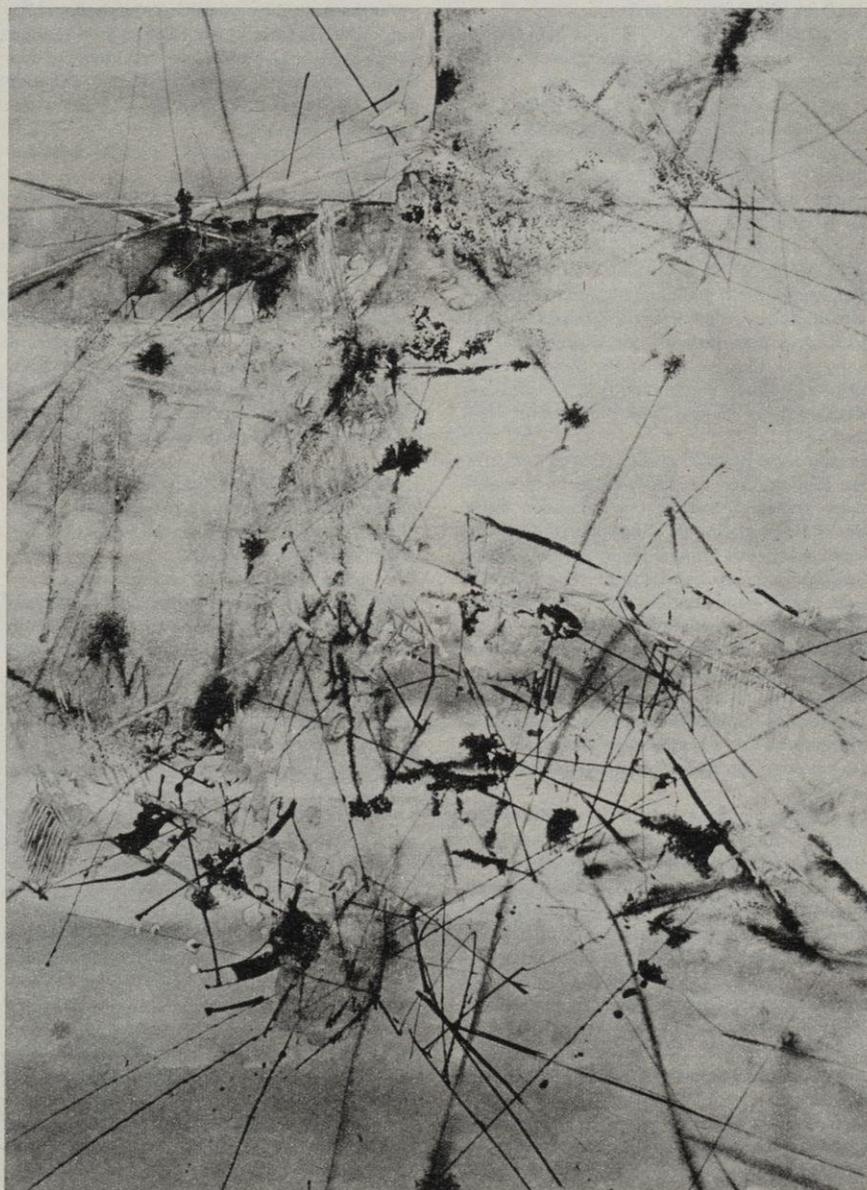
Wer Berkes „Nagelplastiken“ kennt, sie vielleicht in einer deutschen Ausstellung gesehen hat – die meisten wurden inzwischen in Amerika verkauft –, wird sogleich spüren, wo die Wurzeln jener Bühnenbilder zu suchen sind. Das Bild, wie es herkömmlich als Fläche, also als Farbe auf der Leinwand, auf dem Papier, auf Sperrholz, gekannt wurde, ist nun dank der eingehämmerten Nägel zum Raumbild geworden. Anders ausgedrückt: das Bild verläßt die übliche Fläche und lebt wirklich im Raum. Nennen wir diese neue Kunstart Raum- oder Materialbild, Nagelplastik oder sonstwie; der Name tut's nicht. Hier ist ein reizvolles Gebilde geschaffen, ein ernstes Spiel, das als Wandbelebung verstanden werden kann oder – wie wir sehen – als Vorstufe zu einem ebenfalls neuartigen Bühnenbild. Wir besuchten Hubert Berke in seinem Heim in Rodenkirchen bei Köln, wo er seit 1957 wohnt. Ein Nagelbild fällt uns auf, es hängt an der Wand. Die Sonne scheint durch das riesige Wohn- bzw. Atelierfenster, verschwindet und taucht wieder auf, beleuchtet – wie ein Scheinwerfer – das Nagelrelief. Auf der Wand ergeben sich zauberhafte Schatten, ein köstliches Spiel, das die Phantasie des Betrachters anregt. Der Künstler bringt auf unsere Bitte hin aus seinem reichhaltigen Depot Ölbilder und stellt sie nebenan an die Wand. Es sind Gemälde jüngerer Datums. Und plötzlich entdecken wir eine neue Querverbindung: die kurzen und längeren Linien, eingekratzt in die Ölfarbe, teils in die Fläche geklappt, teils fast illusionistisch in den

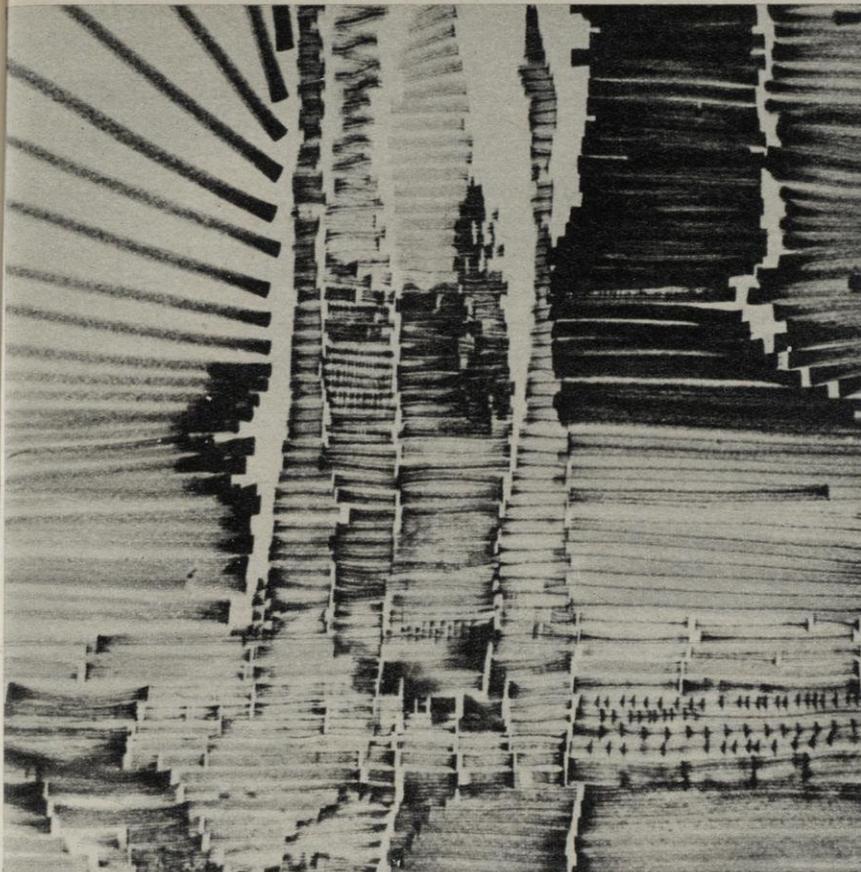
Raum deutend, erinnern an die Nägel im Raum, über die wir uns eben unterhielten. Beeinflußten die Nagelbilder die Gemälde oder umgekehrt? Diese Frage wäre für den Historiker interessant – und sie ist schwer zu beantworten –, für den Kunstbetrachter ist sie unwichtig. Eines steht fest: in Berkes Werk bilden Ballett, Gemälde und Plastik eine stilistische Einheit, so, wie Geschwister zueinander gehören, wie Kinder eines Vaters.

Aber alles dies ist doch „abstrakt“, ungegenständlich? Und viele – nicht zuletzt die Leser des „Aufwärts“, dessen Mitarbeiter Berke ist – kennen ihn als Illustrator. Noch unlängst hielten wir ein entzückendes „Tagebuch“ aus Gelsenkirchen, Berkes Geburtsort, in der Hand: Parkansichten, Hochhäuser, altes Gemäuer, am Sportplatz bei Schalke 04, der City-Kern bei Nacht, Bilder aus dem Zoo, Hochöfen, im Schwimmbad, Kähne am Kanal usw., leicht hingesezte Federzeichnungen, duftige Aquarelle, Tuschalereien. Man findet die Bilder als lebendige Teile in dieser westfälischen Stadt wieder. Etliche Jahre vorher lieferte der Künstler in ähnlich zarter Weise Zeichnungen zum Buch „Geliebtes Köln – ein heiterer Wegweiser durch eine alte Stadt“, und auch da sind alle abgebildeten Bauwerke und Bilder „zu erkennen“, mehr noch: sie sind charakteristisch ausgewählt. Und dann der Ruhr-Almanach „Vom Bergmann und Bergbau“, 1950 erschienen, und die anderen Bücher aus der Industrie, sie alle hat Berke „gegenständlich“ illustriert: der Stoßer, der Schlosser, der Kranführer, der Dreher, der Hobler, der Handformer, der Hauer. Berke hat sich die „Vorbilder“ an Ort und Stelle angesehen – in der Gießerei, in der Montagehalle, im Hohlbohrwerk, und er hat die Arbeit unter Tage miterlebt. Dies „Miterleben“ ist wichtig, denn der Maler hat ja nicht nur oberflächliche Eindrücke aufgenommen und sie gesammelt, er hat sie verarbeitet, sie wurden sein Eigentum. Nun gibt er sie als Gemälde, als Zeichnung, als Aquarell wieder, gegenständlich oder abstrakt, je nach Lage und innerer Notwendigkeit. Seine Handschrift bleibt im Grunde die gleiche, ob er nun eine Kanallandschaft malt oder die abstrakten „Erddruck“ und „Kolben“, man muß nur die hingehauch-

„Sylt“

Fotos: Udo Hoffmann

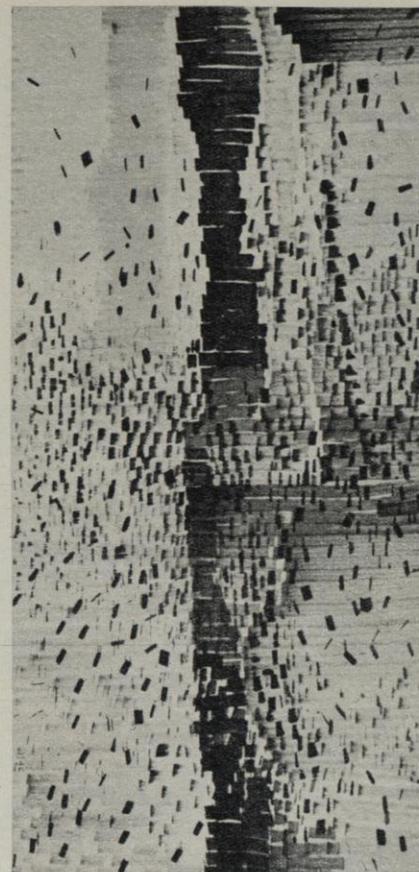




„Troja“



Figurine zu Ballett „Gezeiten“



„Fallende Steine Trojas“

„Nächtlich“

ten Farbflecke betrachten, die Lichter, das Fließende oder das Auf-uns-Zukommende, den Rhythmus und das Spiel der Linien. Mit der Zeit bekommt der Betrachter ein Auge dafür.

Natürlich das mit dem Umwandeln von erlebten optischen Eindrücken in abstrakte Formen ist nicht so einfach. Für viele Menschen ist es eine neue Art der Betrachtungsweise und des Denkens. Berke hilft uns mit einigen Hinweisen. Er zeigt uns drei Bilder seiner „Sylt-Serie“, sie wurden von der Direktorin des Museums in Brooklyn für eine Ausstellung amerikanischer, englischer und deutscher Künstler ausgewählt. Nun, auf Sylt hat Berke einige Zeit ausgespannt, er atmete die Seeluft, spürte den Wind, sah die Gräser sich wiegen, lief über den feinen Sand. Zu Dürers Zeit wäre vielleicht eine Art „Rasenstück“ aus diesem Naturerlebnis geworden. Aber Berke malt im Jahre 1960 (im übrigen ebenfalls zu Hause in seinem Atelier), und es entstehen ganz neue Bilder, nicht Abbilder, sondern abstrakte Kompositionen, die etwas von der Meeresluft und jener Stimmung in sich tragen.

Vor einem anderen Bild erzählt der Künstler, wie er im Winter durch das Fallen des Schnees und durch die Art, wie der Schnee auf dem Baum in seinem Garten lag zum Malen angeregt wurde. Aber er schuf keine Winterlandschaften, keine „Porträts“ seines Gartens, der Bäume im Schnee, sondern Sinnbilder der kalten Jahreszeit, Winterliches. Ähnliche Übersetzungen bei den übrigen Jahreszeitbildern und bei den Gemälden, die Berke Nacht und Lichter betitelt.

Ein anderes Beispiel, wie ein tiefes Erlebnis gleich eine ganze Folge von Werken auslösen kann: „Im Anschluß an meinen Theaterbesuch der Tragödie ‚Die Troerinnen‘ von Euripides sind diese Tuschzeichnungen, mit dem Filzstift hingesezt, entstanden“, erklärt der Maler und legt ein Blatt neben das andere. Die „abstrakte Troja-Serie“: graue, schwarze Balken in Dynamik und Statik, hier schichten sich die Striche, dort stürzt alles zusammen. Das Theater war wohl unmittelbarer Ausgangs-

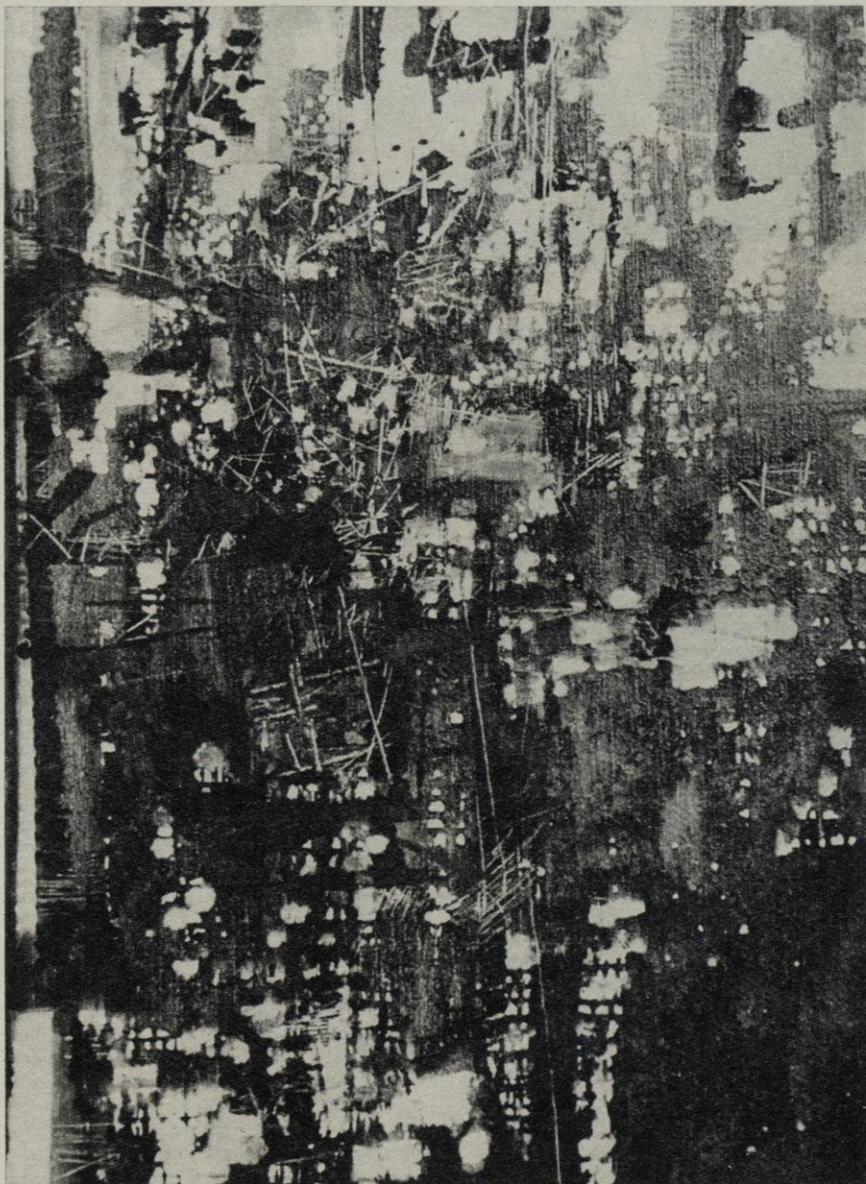
punkt, aber dahinter verbirgt sich das höchst konkrete Erlebnis aus dem letzten Krieg. „Wenn man alle diese Bilder so nebeneinander betrachtet, kann man nicht fröhlich sein“, die Gattin des Künstlers spricht das aus, was wir fühlen. Traurigkeit über die Zerstörungswut der unbelehrbaren Menschen!

Dann legt uns Berke noch eine Schallplatte auf: Negerspiritual. Herrliche Stimmen, faszinierende Rhythmen, urwüchsige Vitalität! Welche gläubige Geschlossenheit! Natürlich kann sich ein Maler auch von dieser Musik inspirieren lassen; er braucht und kann sie nicht „abmalen“, aber sie übersetzen in Formen, Linien, Farben. Das hat Berke getan, seine nach Negerspirituals und Jazz gemalten Werke der Jahre 1952/53 sind uns in bester Erinnerung. Sie sind nicht minder ergreifend.

Seit wann Hubert Berke eigentlich „abstrakt“ malt, wollen wir noch wissen. Seit 1932, nebenbei, als er Philosophie und Kunstgeschichte an der Königsberger Universität studierte. Mit diesen „abstrakten Sachen“ fuhr er zu Paul Klee nach Düsseldorf – und wurde von ihm als Schüler der dortigen Kunstakademie angenommen.

Heute lehrt Berke selbst. Als Professor an der Technischen Hochschule Aachen soll er jungen Menschen, angehenden Architekten, das Zeichnen und Aquarellieren beibringen. Wir erinnern uns, daß einmal aus jungen Architektur-Studenten berühmte Maler wurden: die Expressionisten Schmidt-Rottluff, Kirchner und Heckel. Sie hatten nicht das Glück, einen verständnisvollen Lehrer zu haben, und liefen von der Technischen Hochschule fort. Wir sind sicher, daß Berke für einen fortschrittlichen Geist in seinem Atelier an der TH Aachen sorgen wird.

Günther Ott





Eröffnung

Junge Leute, die kein Blatt vor den Mund nahmen

Es gibt in der Gewerkschaftsjugend rund 80 Gruppen, die sich in der Kleinkunst des Kabarets versuchen. Von Zeit zu Zeit werden in der Bundesjugendschule in Oberursel Kabarettkurse abgehalten, um die Mitglieder der Gruppen weiter auszubilden, denn nur ein Laie kann ja glauben, daß man ohne ständige Ausbildung und Übung bestehen kann.

So waren auch im Oktober wieder über 30 Mädchen und Jungen in Oberursel unter der Leitung von Konrad Hammer zusammengekommen, um sich weiter auszubilden. Sie waren begeistert bei der Sache. Und sie lernten bei Hammer auch viel, denn der Kollege versteht es, mit viel kritischem Humor alles aus den Lernenden herauszuholen. So war auch die Abschlußfeier, zu der Gäste aus der Umgebung und Frankfurt gekommen waren, ein voller Erfolg. Und man konnte den Wunsch haben, daß diese Mädchen und Jungen zusammenbleiben möchten, um als vollwertige Kabarettgruppe in der Öffentlichkeit aufzutreten.

Eine Reihe von heiteren, ironischen, anklagenden und besinnlichen Darbietungen wechselten in einem Nonstopprogramm von zwei Stunden ab. Der schlafende Demokrat, der sich um die Angelegenheiten des Gemeinwesens nicht kümmert, die Krankenkassenreform, der Lückeplan, durch den die Wohnungen wieder teurer werden und die Wohnungsnot nicht gebannt wird, die Verabschiedung des Jugendarbeitsschutzgesetzes, die Gangster, die sich mit den Landserheften und der Kriegsverherrlichung ein Vermögen verdienen, sie alle standen auf der Anklagebank der jungen Kabarettisten und wurden witzig glossiert. Aber auch die Machthaber der Ostzone wurden nicht vergessen. „Greif zur Feder, Kumpel“, war eine bittere Satire auf die dortigen Zustände. Der Abend schloß mit einem Lied für Berlin, das einen rasanten Rhythmus hat, so war es nicht verwunderlich, daß am Ende auch die zahlreichen Gäste mitsangen. Alles in allem ein gelungener Abend, der zeigte, was man, wenn ein wenig Talent vorhanden ist, unter der Leitung eines guten Lehrers dazulernen kann.

Konrad Hammer ist ja den Eingeweihten kein Unbekannter mehr, denn seit 1953 gibt er die „Fundgrube“ heraus. Das ist eine Zeitschrift für politische Spielgruppen. Erziehung zur Politik ist auch die Aufgabe der Spielgruppen der Gewerkschaftsgruppen, weil eine Demokratie im Gegensatz zur Diktatur Kritik vertragen kann, ja sie gerade herausfordert. Die großen Schweiger und die Maulkörbe gibt es in der Mehrzahl in den Diktaturländern. Demokratien brauchen die freien Stimmen ihrer Bürger – und auch die der Kabarets, selbst wenn sie manchmal unbequem werden.

Fotos: Udo Hoffmann

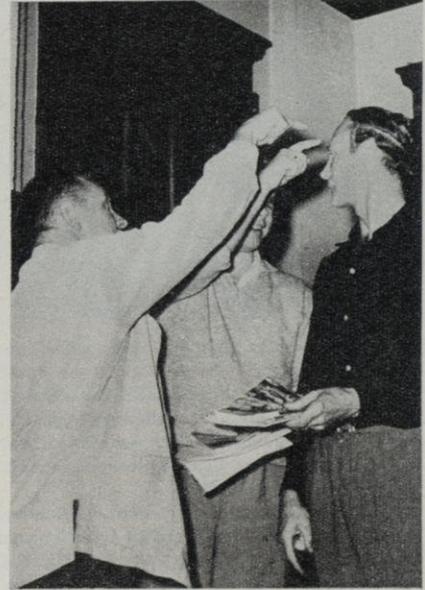


Hadobu



Deutschlands Zukunft

Gangster mit Landserheften



Lied für Berlin

Schreib schneller, Jenosse!



Bazillen - Bazillen



Knirpse

schlagen

sich

durch

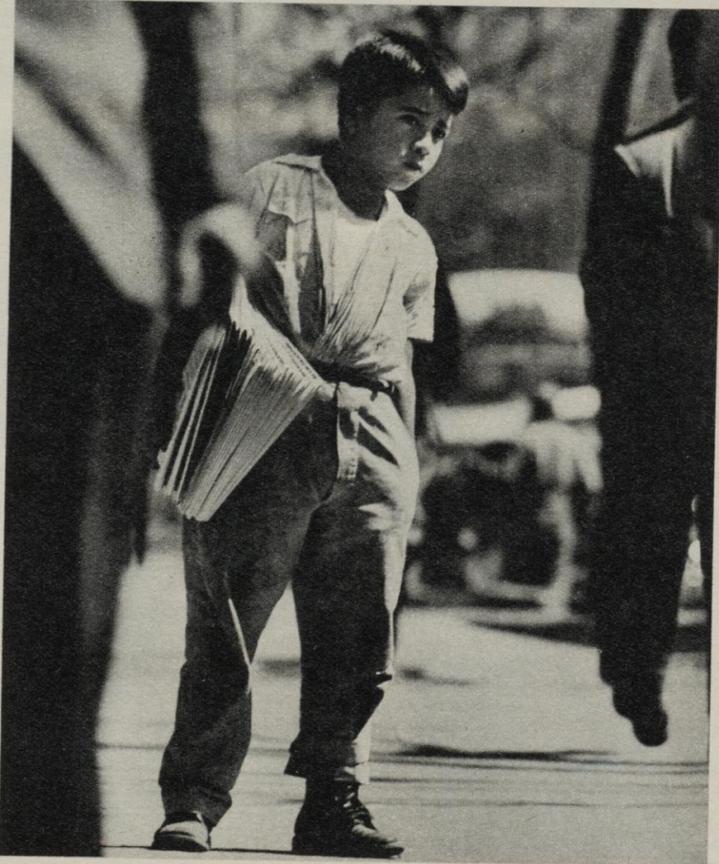
Mit unglaublichem Spürsinn und wilder Lebenskraft schlagen sich die heimatlosen Jungen Lateinamerikas durchs Leben. In Mexiko-City finden hunderte als Zeitungsjungen ihr Brot. Sie haben längst eine Art Kartell gegründet, um ihre Arbeit so gewinnbringend wie möglich zu gestalten.

„Uns gefällt das Leben“, beteuern einstimmig die Buben, die zu gegebener Zeit pünktlich vor dem riesigen Zeitungsgebäude des „Universal“ anstehen und mit dem Ernst erfahrener Geschäftsleute die Aussichten der neuesten Ausgaben besprechen. Spione haben bereits die neuen Schlagzeilen gemeldet, deren Erfolg teils skeptisch, teils optimistisch eingeschätzt wird. Pünktlich beginnen die Aufzüge zu rasseln. Die (Erwachsenen) Zwischenhändler bemächtigen sich ihres Anteils und zwingen und drängen sich ins Freie, wo ihre kleinen Unterhändler auf die Ware warten. Sie wird nur gegen Vorauszahlung ausgehändigt. Und so entrichtet denn jeder der kleinen Knirpse seinen Obolus, reißt die entsprechende Anzahl Zeitungen an sich und startet sogleich zum Wettlauf nach den Kunden. Die Verkaufsbezirke haben die Jungen sauberlich unter sich aufgeteilt. Wer die ungeschriebenen Vorschriften zu übertreten wagt, hat Prügel zu gegenwärtigen, wobei sich alle wie ein Mann gegen den Schuldigen wenden. Fehlt einem das Geld, um die Vorauszahlungen zu leisten, kann er sich bei den Kameraden das notwendige Kapital borgen. Solidarität herrscht auch gegenüber den Zwischenhändlern, die im Laufe der Jahre immer mehr von ihren Prozenten ihren kleinen Geschäftsfreunden abgeben mußten. Und wehe dem Zwischenhändler, der sie hereinlegen will! Er wird mit unnachsichtlichem Boykott belegt und kann sich nach einem anderen Beruf umsehen. So haben sich die Buben ihre eigene „Kartellgesetzgebung“ geschaffen, die zwar nirgends aufgeschrieben wurde, aber doch einwandfrei funktioniert. Man mag in Europa diese arbeitenden Kinder bedauern. Man mag sich wünschen, daß sie in Heimen gepflegt und erzogen würden. Aber in diesem Land, wo die Rosen im Winter blühen, wo der Himmel nur einige Tage – und an diesen nur einige Stunden – zürnt, bleiben europäische Regeln unanwendbar. An Versuchen fehlt es auch in Mexiko nicht. Sie scheitern immer wieder, weil diesen Knirpsen nichts so teuer ist wie die persönliche Freiheit. Sie lassen den Zwang mit ganzer Seele. Sie wollen im Lebenskampf stehen, und sie bestehen ihn mit Bravour.

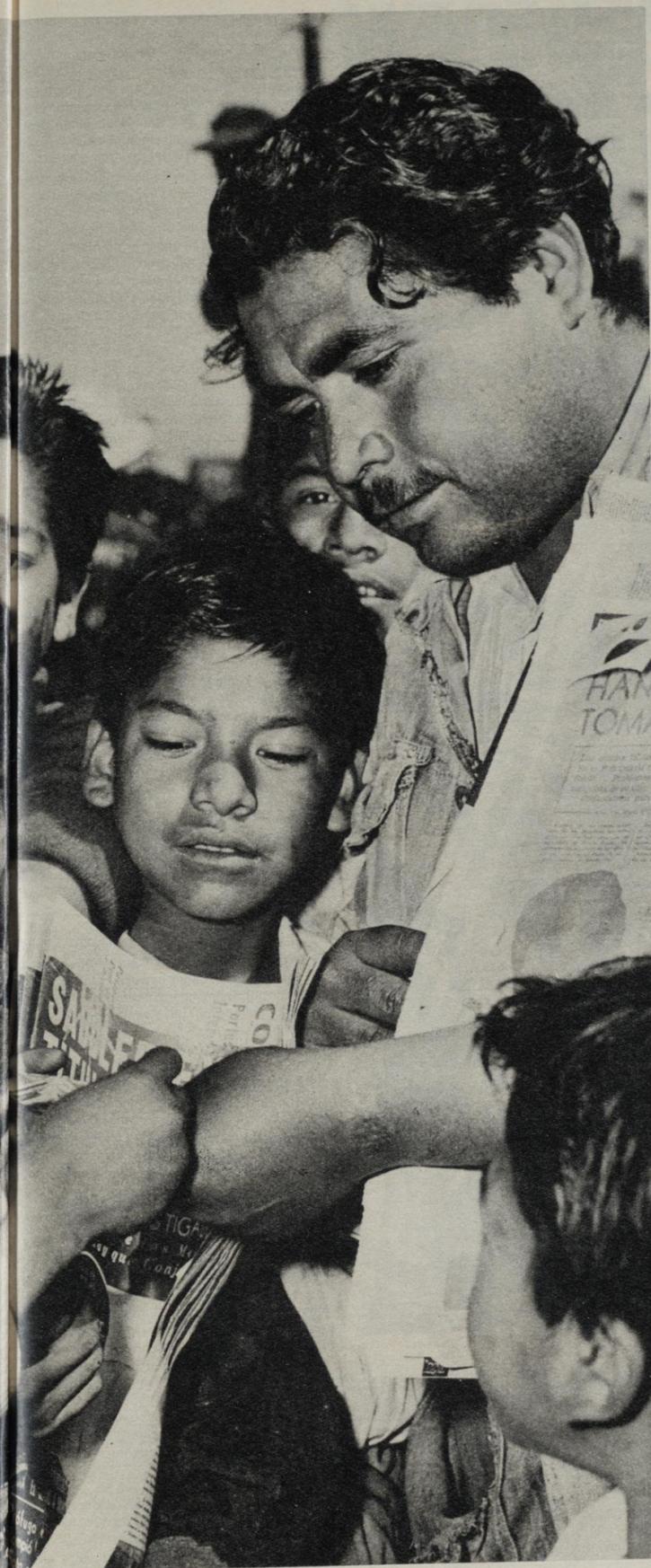


Ein paar Minuten vor Aushändigung der Ware. Die Knirpse hocken vor dem Zeitungsgebäude. Nicht alle müßten in zerrissenen Kleidern umherlaufen, doch haben sie längst herausgefunden, daß ärmliche Kleidung verkaufsfördernd wirkt.

Es geht auf den Kunden los. Mit bittenden Augen und mit bettelnder Stimme wird probiert, wenn es sonst nicht geht. Zuweilen muß auch in hartem Kampf die Konkurrenz geschlagen werden. Nichts macht den Jungen mehr Freude, als wenn ihr Trick gelingt. Zuweilen geht das Geschäft auch schlecht. Dann werden einzelne Kunden aufs Korn genommen, psychologisch beurteilt und dann mit großer Hartnäckigkeit behandelt und verfolgt. Und wer könnte den bittenden schwarzen Kinderaugen auf die Dauer widerstehen?



Fotos: B. E. Lindroos

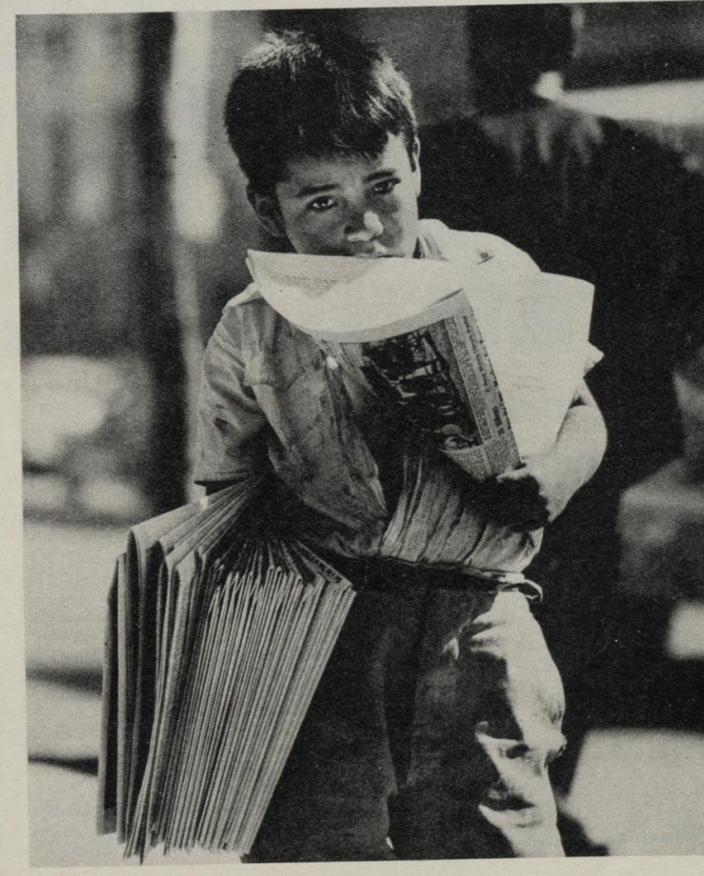


Die Zeitung ist erschienen, und gleich beginnt ein eiliges Handeln, zunächst zwischen den Zwischenhändlern und Buben, dann aber auch zwischen den Buben selber, die untereinander kaufen und verkaufen, je nachdem sie die Aussichten der Ausgabe bewerten.



Das letzte Blatt wird noch schnell selber gelesen ehe es an den Mann gebracht wird. Die Zeitungsbuben von Mexiko sind über alles orientiert. Sie lernen die Dinge richtig zu sehen und genießen eine harte, aber nützliche Schule fürs Leben. – Unter freiem Himmel schlafen sie am liebsten. Zwar stehen ihnen Schlafplätze, Ruhe- und Arbeitsräume, Waschgelegenheit jede Nacht kostenlos zur Verfügung. Ja, es wartet sogar ein gutes Essen auf sie. Aber all das kann sie nicht verlocken, denn es gibt für sie nichts Erstrebenswerteres als die Freiheit.

„Letzte Nachrichten“ rufen die Zeitungsjungen von Mexiko-City fast ohne Unterlaß. Die Ausgaben der verschiedenen Zeitungen folgen sich stündlich, und jede muß verkauft werden. Mit tausend Tricks verstehen die Buben ihre Käufer zu ködern. Sie zählen zu den besten Zeitungsverkäufern der Welt.





Gräber in der Normandie

„So habe ich mir das nicht vorgestellt, das ist furchtbar.“ Der 19jährige Jugendleiter sprach aus, was alle empfanden. Alle schwiegen. Wenige Minuten vorher hatten wir uns munter über dies und jenes unterhalten. Vier Wochen bevor man sich in der Bundesrepublik anschickt, auf gedämpfte Trauer zu schalten, weil Volkstrauertag, Totensonntag und Buß- und Betttag auf dem Kalender verzeichnet sind, standen wir in der Normandie an einem jener gespenstisch einsamen Felsen der Invasionsfront, an denen im Juni 1944 die Hölle war.

Brombeergebüsch überwuchert heute die Bombenkrater. Ein paar Tafeln berichten in französischer und englischer Sprache von einem Inferno, das nachzuempfinden menschlicher Phantasie kaum möglich ist, obwohl diejenigen, die es miterlebten und überlebten heute noch keine alten Leute sind.

Es ist gut, daß der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge den Jugendleitern und Journalisten auf dieser Frankreichfahrt, der ersten in

die Normandie, diesen furchtbaren Anschauungsunterricht nicht ersparte. Nicht die heute wieder blühenden Städte zwischen Cherbourg und Le Havre waren unser Ziel: Wir sahen jene Stellen, an denen das 1944 ausgelöschte Leben tot geblieben ist.

Vorher, auf der Fahrt in die Normandie, in Paris vor dem Café de la Paix, Gespenster, Spuk? Nein Wirklichkeit: In der milden Oktobersonne trinken SS-Offiziere, Soldaten in grau-grüner Wehrmachtsuniform und hohe Offiziere vergnügt plaudernd einen türkischen Mokka. Ein deutscher Oberst unterhält sich mit einem Priester. Einen Moment später: Der Place de la Concorde ist bevölkert von deutschen Wehrmachtsfahrzeugen. Als einer von unserer Gruppe sagt, um was es hier geht, daß die Franzosen offensichtlich einen Film über den Krieg drehen, versuchen wir zu lachen. Es gelingt nicht recht. Es sitzt in der Kehle. Im Kopf ist Schwindel und Leere. Ein makabrer Spuk in der Oktobersonne von 1960. Wir fahren weiter, an die Küste.

Wer macht normalerweise vom eleganten Deauville aus den Abstecher nach Arronanches, der Landungsstelle der Engländer, welche heute noch riesige Befestigungen bei Ebbe freigespült werden und an den künstlichen Hafen erinnern? Wer weiß, daß Calvados etwas anderes ist als der Name für einen wohl schmeckenden Apfelschnaps: das Département Calvados beherbergt den „Normandy Cemetery“, den amerikanischen Soldatenfriedhof der Normandie. 10000 weiße Kreuze auf grünem Rasen. Kreuze in der fruchtbaren, schönen Normandie, französische, englische, amerikanische, kanadische, polnische, deutsche – Zehntausende. Rasenflächen im Bau, über die man zuerst ahnungslos geht, bis man hört: „Unter unsern Füßen sind die Gräber von 15000 Gefallenen, hier wird ein Friedhof entstehen.“

Eine Attraktion mit zwei Sternen im Baedeker, die normannische Felseninselburg in der Bucht des Ärmelkanals an der Küste der Bretagne, der Mont-St. Michel. Er lockt jährlich Hunderttausende an. Wer die unvermeidliche Souvenirstraße durchwandert hat, oben auf der Abtei steht und den Blick landeinwärts wendet, der kann am Horizont in diesen Wochen die Umrisse eines riesigen Baggers sehen. In ein oder zwei Jahren wird dort ein Hochkreuz zu sehen sein. Fünf Kilometer von dem weltberühmten Ort der Touristik entfernt, auf dem Mont de Huisnes, arbeiten französische Firmen im Auftrag der Bundesrepublik an einer in die Erde eingebauten Gruftanlage, der Ruhestätte für 12500 Gefallene des zweiten Weltkrieges. Die Franzosen sind still und wortkarg bei der Arbeit. Sie gehen mit Toten um, monatelang, jahrelang. Auch unter ihnen sind Überlebende des Krieges. „Werden die deutschen Touristen, die in den nächsten Jahren Postkarten vom Mont-St. Michel schreiben, Zeit für den Abstecher von fünf Kilometern finden?“, fragt ein junger Mann aus unserer Gruppe.

Wo kleine Blumensträuße und Kränze zu sehen sind an den Gräbern junger Menschen aus der ganzen Welt, da erfährt oder liest man es immer wieder: Junge Menschen aus der Bundesrepublik haben sie gebracht. Was deutsche Jugendgruppen während ihrer freiwilligen Arbeit auf den Soldatenfriedhöfen in Frankreich zur Versöhnung der einst feindlichen Völker beigetragen haben, das wird ganz deutlich, wenn man in Orte kommt, in deren Nähe während des Sommers solche Lager gewesen sind. Da geraten die normannischen Bauern temperamentvoll in Begeisterung: „Wir wollten nichts mehr von den Deutschen wissen, aber dann kamen eure Jungen. Jetzt sind wir Freunde.“

Furchtbare Wirklichkeit: 15 Jahre nach Ende des Krieges suchen noch immer Mitarbeiter des Volksbundes in französischer Erde und in der Erde anderer europäischer Länder nach den Überresten der Kriegstoten. Es gibt Männer, die Tag um Tag Tote identifizieren, seit Jahren schon, und Jahre werden sie es noch tun. Mindestens 1000 Mütter und Frauen fragen in einem Monat in der Zentrale in Kassel nach dem Grab des Sohnes, des Mannes. „Ich komme nicht zur Ruhe, bevor ich weiß, wo er ruht“, schreiben sie.

Millionen werden noch lange warten müssen: der Zugang zu den Steppen, Wäldern, Äckern und Wiesen, die in Rußland die Gefallenen bergen, ist noch immer versperrt. Wenn die Russen den Deutschen eines Tages erlauben werden, sich um ihre Toten zu kümmern, dann beginnt dort eine Arbeit von unübersehbarem Ausmaß. Die alten Leute werden sie nicht leisten können, man wird die Hilfe der Jugend brauchen.

Unübersehbar: die Felder von Gräbern und Kreuzen, die wir vor wenigen Wochen in Frankreich gesehen haben. Unüberhörbar: auf den Friedhöfen und an den trostlosen, einsamen Fronten des Krieges die nüchterne, ganz unpathetische, unsentimentale Mahnung, mitzuhelfen, daß es keinen Krieg mehr gibt. Unvergeßlich: der normannische Bauer, der uns die Hände drückte und sagte: „Ihr wollt den Frieden, wir wollen den Frieden. Wer will ihn nicht? Warum bekommen wir ihn denn nicht? Müssen wir vielleicht mehr für ihn tun?“

Lilo Weinsheimer

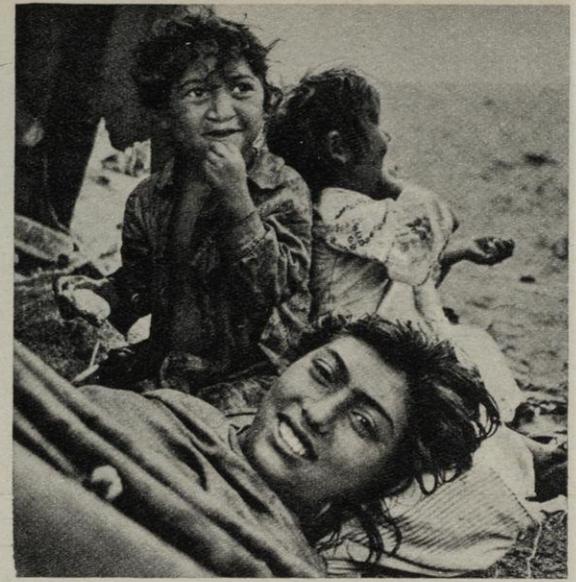


TSIGANES

Unter den vielen schönen Büchern, die uns die Büchergilde Gutenberg auf den Weihnachtstisch legt, befindet sich auch ein Bildband über die Zigeuner, jenem Volk, das arm, spielend, tanzend, musizierend, bisweilen hungernd und frierend durch die Länder der Erde zieht, ein Volk, das nicht in Zwang und Unfreiheit zu ziehen ist: ein Volk der Freiheit. Die Fotos, die der schweizerische Fotograf Otto Daettwyler über dieses Volk gemacht hat, verraten Vertrautheit mit dem Thema und Anteilnahme am Schicksal dieser Menschen. In dem Buch sind die Zigeuner der romanischen Länder gezeigt. Von der Güte der Fotos werden unsere Leser auf dieser und den zwei folgenden Seiten überzeugt. Es ist ein schöner Spiegel, aus dem uns das Antlitz dieses Volkes anblickt.

Auf seinen Fotofahrten begegnete Daettwyler auch dem ersten Zigeunerschriftsteller Matéo Maximoff, der bereits einige Romane geschrieben hat und nun an einem großen Geschichtswerk über die Zigeuner arbeitet. Zu Daettwylers Bildern schrieb er eine klare Einführung in die Geschichte der Zigeuner. So begegnen uns in dem schönen Bildband nicht nur ein hervorragender Fotograf, sondern auch ein Schriftsteller, der uns aus erster Hand über sein Volk berichtet.

Hadobu



Die Zukunft unseres Volkes

Welches ist die Zukunft der Zigeuner, wenn sie überhaupt eine solche haben?

Wir trachten nicht danach, unsere Unabhängigkeit zu erlangen, und dies aus dem guten Grund, weil wir kein Vaterland besitzen und gewiß nie eines besessen haben. Seit den entferntesten Zeiten, sei es in Indien oder anderswo, sind wir immer Nomaden gewesen, und wir erheben keinen Anspruch darauf, irgendeiner Nation zuzugehören. Die Juden hatten ihr Gelobtes Land; welches könnte das unsrige sein? Und wenn wir auch ein Land zurückzuerobern hätten, so glaube ich nicht, daß sich die Zigeuner für ein Stücklein Brot schlagen würden; denn sie sind und bleiben Nicht-Krieger.

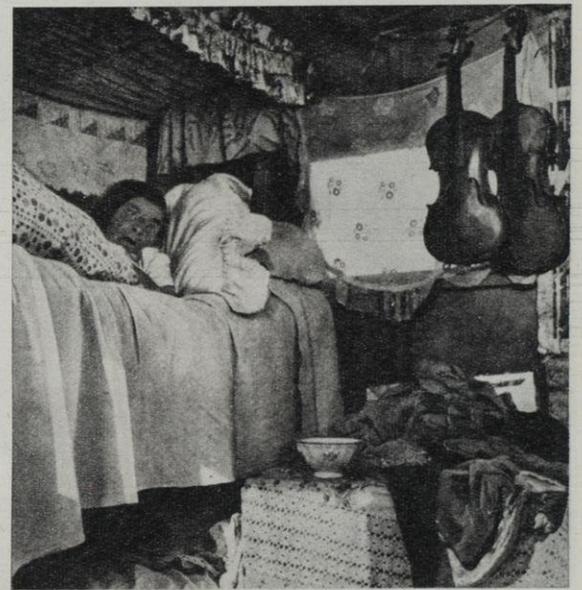
Was die Freiheit anbelangt – ein Wort, für das alle Völker gekämpft haben und noch kämpfen –, so ist sie für uns eben nur ein Wort. Frei ist der Zigeuner immer gewesen, sogar während der schlimmsten Augenblicke der Sklaverei oder während der Schrecken der Konzentrationslager. Meine Rasse kennt keinen Ehrgeiz, weder politischen noch militärischen oder religiösen. Meines Wissens gibt es unter einer Million Roms nur einen einzigen, der Politiker ist. Das ist der niedrigste Prozentsatz der Welt, die wildesten Völker miteingeschlossen. Wo nähme der Zigeuner die Zeit her zum Studieren, und welche Sache sollte er verteidigen, da er kein eignes Land, keine Heimat, folglich in diesem Sinne kein Ideal besitzt?

Was den Militarismus anbelangt, so ist der Zigeuner der denkbar schlechteste Soldat, nicht weil es ihm an Tapferkeit fehlt, sondern weil er nichts zu verteidigen hat: weder Boden noch Haus noch Reichtümer, ja nicht einmal sein Heim, da er es nach Belieben anderswohin stellen kann. Was die Religion anbelangt, so ist der Rom tief gläubig, doch gläubig ausschließlich auf seine eigene Weise. Er zögert nicht, alle Religionen durcheinanderzumengen, um sich daraus seine eigene zu bilden. Es kommt also nicht selten vor, daß in der gleichen Familie der Großvater griechisch-orthodox, der Sohn protestantisch und der Enkel römisch-katholisch ist. Die Religionskriege haben für die Zigeuner nie existiert, und wenn ein Rom „Del“ (Gott) sagt, denkt er an den Schöpfer der Welt und kaum jemals an jene, die, wie Jesus Christus, Mohammed oder Buddha, eine Lehre gegründet haben.

Wenn Sie ein Zigeunerinterieur besuchen, sei es in einem Haus, in einem Wohnwagen oder in einem Zelt, dann sehen Sie in einer Ecke immer „la petite chapelle“, vor welcher fast ununterbrochen ein Lämpchen brennt. Und was Ihnen noch auffallen wird, das sind die vielen Heiligenbilder, die es umgeben: orthodoxe Ikonen, Madonnen, Kreuzfixe und katholische Heilige, alles nebeneinander in schönster Eintracht. Vor dieser „chapelle“ gibt der Älteste zuerst die Brautleute zusammen und läßt sie den Treueid schwören.

Ein Teil der Zigeuner besitzt immer noch das durch ein französisches Gesetz von 1912 bestimmte „carnet nomade“. Der Nomade muß jedesmal, wenn er sich von einer Gemeinde in die andere begibt, beim Verlassen der einen und beim Betreten der anderen, sein „carnet“ beglaubigen lassen. Wenn er es ein einziges Mal vergißt, oder wenn der „maire“ oder sein Gehilfe sich nicht in der „mairie“ befinden, kann ihm eine Buße von mehreren Tagen Gefängnis auferlegt werden. Dieses „carnet“ wird nicht den Verbrechern und Dieben gegeben, sondern nur jenen, die keine feste Wohnstätte besitzen und sich doch meist





nichts vorzuwerfen haben. Solche Ungerechtigkeiten sollten abgeschafft werden. Ebenso verlangt der Zigeuner, daß man ihn nicht dauernd von einer Gemeinde in die andere abschiebe und daß man diese abscheulichen Verbotstafeln „Aufenthalt für Nomaden untersagt“ vernichte. Es sollte nicht unmöglich sein, den Zigeunern in jeder Gemeinde ein kleines Terrain zuzubilligen, wo sie sich aufhalten können. Mögen die Gesetze streng sein gegen die Unredlichen, aber duldsam und nachsichtig für jene, die nur ihr Brot zu verdienen begehren.

Auf internationaler Ebene wünschen die Zigeuner, von denen die meisten nicht einmal lesen können, die Abschaffung des größten Teiles der bei einem Grenzübertritt auszufüllenden Formulare. In Wirklichkeit hat noch keine Grenze einen Zigeuner jemals aufgehalten, aber die Schwierigkeiten vermehren sich für ihn, sobald er heimlich ein Land betritt. Darum freuen sich die Zigeuner über den Gedanken der Vereinigten Nationen von Europa, denn sie hoffen, daß sich damit die vor ihnen aufgerichteten Schwierigkeiten ebenen werden. Gewiß, nicht alle Zigeuner wünschen Nomaden zu sein. Viele von ihnen möchten gerne einen festen Wohnsitz aufschlagen. Auch da sind die Hindernisse zahllos. Zuerst die Wahl des Ortes, dann der auszuübende Beruf. Der Rom eignet sich wenig zum Industriearbeiter. Er ist dagegen ein guter Handwerker. Den heute aber notwendigen Papieren, wie Berufsausweis, Patent, Steuerformular, Umsatzkontrolle usw., steht der Zigeuner hilflos gegenüber, denn er kann ja, wie ich schon erwähnte, kaum lesen und nur ausnahmsweise schreiben.

Wir hoffen indessen, daß unsere nächste Generation gebildeter sein wird. Der zunehmende Besuch der Schule weist darauf hin. Was heute für uns schwierig ist, wird es morgen für unsere Kinder vielleicht nicht mehr sein. Zu denken, und wäre es auch nur einen Augenblick lang, daß mein Volk sich in die Ortsbevölkerung würde eingliedern können, wäre ein schwerer Irrtum. Der Zigeuner, wo immer er sei, in welchem Land er sich befinde, ist vor allem Zigeuner. Und dieses Volk, das man allgemein frei glaubt, ist doch gefangen in seinen eigenen Gesetzen, in sei-

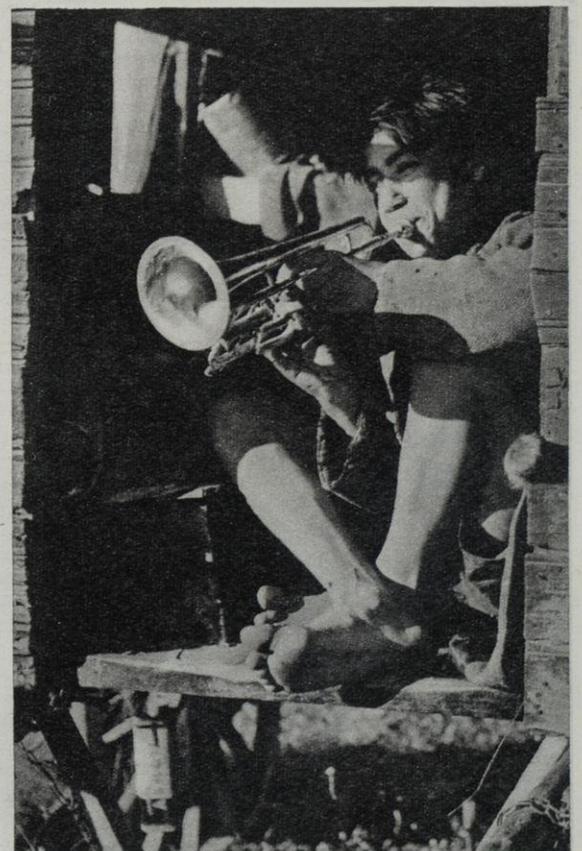
nen Gewohnheiten, in seinen Traditionen und in seiner Folklore.

Doch es ist eins in seinem Herzen und in seiner Seele. Jeder Zigeuner schuldet seinem Rassenbruder Hilfe und Schutz. Nirgends sonst ist das Gesetz der Gastfreundschaft tiefer verankert, nirgends ist die Gemeinschaft der Sippe gefestigter als bei uns. Sogar wenn uns eine großmütige Nation ein Stück ihres Territoriums abtreten würde, um einen Zigeunerstaat zu bilden, so wäre dies kaum ausführbar, weil wir dann einen König oder einen Staatspräsidenten wählen müßten. Der Zigeuner gehorcht aber nicht gerne einem Vorgesetzten, wer er auch sei. Er unterzieht sich den Gesetzen des Stammes, der Autorität seines Chefs, aber niemandem darüber hinaus.

Was die heutigen Zigeuner- oder Gitankönige anbetrifft, so sind das bloß von schlecht unterrichteten Leuten ausgeteilte Ehrentitel. Diese Könige sind nur Stammesoberhäupter, deren Stammesglieder bestenfalls einige Hundert nicht übersteigen. Das Volk ohne Land ist auch ein Volk ohne Titel. Ein freies Volk: nur seinen eigenen Gesetzen gehorchend, und das Gesetz des Landes, in dem es sich aufhält, nur unter gewissen, vor allem freiwillig zugestandenen Bedingungen annehmend. Denn sobald ein Land ihm, seiner hochmütigen Gesetze wegen, mißfällt, zieht es in ein anderes weiter.

Das Zigeunervolk ist ein ungebildetes Volk, das weder Gelehrte noch Priester oder Heerführer besitzt und das dennoch als eines der ersten, als eine der ältesten Rassen der Welt, trotz allen Verfolgungen, sein Ansehen, seine Lebenskraft zu bewahren vermochte, seine Entdeckungen und Erfindungen geheimzuhalten verstand, ein Volk, das die Welt in allen Richtungen durchstreift, wandernd und tanzend, musizierend selbst bei Beerdigungen, rätselhaft in den Augen aller, obgleich schon zivilisiert, unbekannt, scheu und abwehrend gegen alle äußeren Einflüsse, ein Volk, das seinen Überlieferungen treu bleibt: ein starkes Volk also, aber vor allem und trotz allem: ein Volk der Freiheit.

Matéo Maximoff



Die Schulzes

Jugend in Warschau

Foto: Tadeusz Rolke



Fragen Sie Herrn Schulze, was er beispielsweise von den Polen hält. Entweder wird er sagen: „Die Polen sind alle total verhetzte Kommunisten.“ Wenn er ein West-Schulze ist. Andernfalls, wenn Sie es mit einem Ost-Schulze zu tun haben, dürften Sie als Antwort etwa zu hören bekommen: „Unsere polnischen Brüder jenseits der Oder-Neiße-Friedensgrenze marschieren in Reih und Glied mit uns auf dem Weg zum Sozialismus.“

Weder Herr Schulze-West noch Herr Schulze-Ost ist zu feineren Nuancierungen bereit oder in der Lage. Weder kümmert es den einen, daß es in Polen eine ganze Menge Menschen gibt, die vom Kommunismus herzlich wenig halten, wenn sie dieser ihrer Meinung auch nicht unbedingt an einer jeden Straßenecke lautstark Ausdruck verleihen, noch kommt es dem anderen in den Sinn, daß die polnischen Reihen auf dem Weg zum Sozialismus vielleicht doch nicht ganz so fest geschlossen sein könnten, als es nach außen hin den Anschein hat. Beide Schulzes wissen im Grunde herzlich wenig von den Polen. Keiner von ihnen war jemals dort, und einer wie der andere würde eine glatte Sechskassieren, müßte er heute eine Prüfung über polnische Geschichte ablegen. Sie beziehen ihre Pauschalurteile aus der Zeitung, wo sie bestenfalls die Überschriften lesen. Und nicht einmal diese werden ganz verdaut.

Dabei sind sowohl Herr Schulze-West als auch Herr Schulze-Ost erwachsene Menschen und durchaus in der Lage, ihre grauen Gehirnzellen zu einer eigenständigen Tätigkeit anzuregen. Aber Denken strengt an, und bei ihrem letzten brüderlichen Beisammensein, damals, als sie noch ein Volk ohne Raum waren und gen Ostland ritten, lernten sie, daß man das Denken besser den Pferden überläßt, denn die haben außerdem die größeren Köpfe. Übrigens liegen die Dinge bei den Schulzes aller anderen Völker nicht viel anders. Auch wenn diesen die denkerische Überlegenheit der Pferde vielleicht nicht ganz so nahe gebracht wurde wie den unseren.

Wenn die großen Schulzes nicht denken wollen, so wird man den kleinen Schulzes in aller Welt, den acht- bis zwölfjährigen, ohne weiteres zugestehen müssen, daß sie noch gar nicht richtig denken können. Ihr eigenes Weltbild endet an der Nasenspitze und was darüber hinausreicht an kindlichem Wissen, das ist aufgeschnappt beziehungsweise aufgepfropft. Die Gärtner, die diese jungen Pflänzchen so veredeln, sind – wie könnte es anders sein – die alten Schulzes. Wer denn sonst. Die UNESCO ließ nun einmal untersuchen, wie Kinder in elf verschiedenen Ländern – nein, nicht wie sie über Polen denken. Polen war ja nur ein Beispiel. Sondern wie sie ihr eigenes Volk sehen, die hoffnungsvollen Dreikäsehochs.

Nach allem bisher Gesagten kann das Ergebnis dieser Untersuchung kaum mehr überraschen.

Unsere lieben Kleinen zum Beispiel finden ihr Volk besonders gekennzeichnet durch Eigenschaften wie Fleiß, Tüchtigkeit und wirtschaftlichen Erfolg. Diese Nationaleigenschaften schreiben sich allerdings auch die Angehörigen vieler anderer Länder zu. Und was kritisieren unsere lieben Kleinen am heftigsten? Daß man in Deutschland noch zu wenig Nationalgefühl habe.

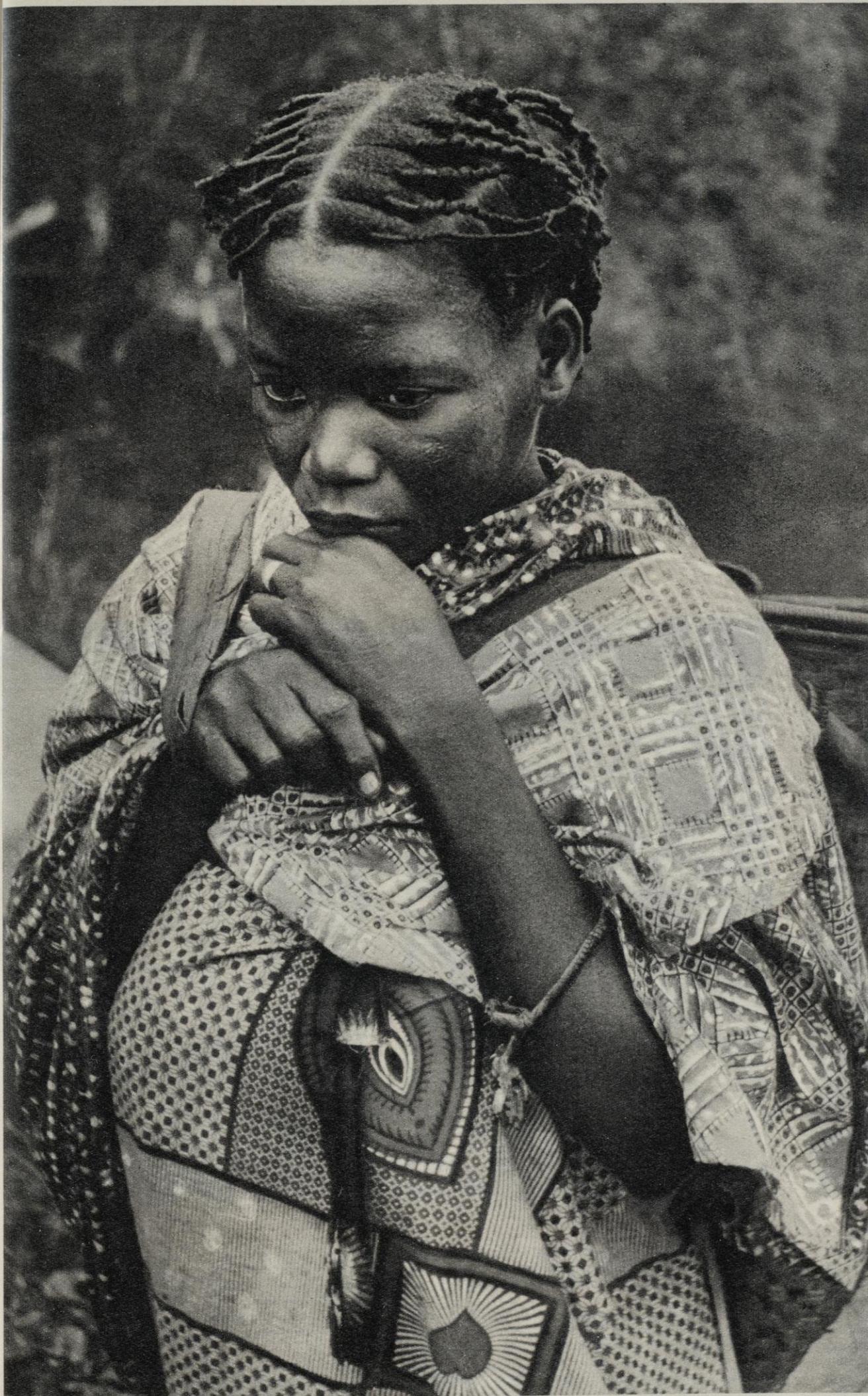
Da solch erlauchte Einsichten ganz sicher nicht auf dem Mist unserer Klein-Schulzes herangereift sind – denn selten nur hört man von Zehnjährigen, die mit glühenden Wangen die Financial Time studieren respektive sich an erlauchten Vorbildern wie dem alten Schill oder Lützows wilder verwegener Jagd ergötzen –, so wird man wohl nicht fehl gehen in der Mutmaßung, daß man es hier mit eben jenen Reisern zu tun hat, mit denen der erfahrene Gärtner das junge Bäumchen veredelt. Bravo! Jetzt brauchen wir nur noch zu fragen: Ei, wer ist denn dieser wackere Mann? Nun wer anders als der alte Schulze und seine Generationsgenossen. Diese erlesenen Köpfe, die das Denken bereits einmal für tausend Jahre den Pferden überlassen haben, sind ja Experten in Punkto Nationalgefühl.

Sie werden schon dafür sorgen, daß die Dummheit – übrigens nicht nur bei uns, sondern auf der ganzen Welt – nicht ausstirbt. Wäre ja auch wirklich schade darum, nicht wahr.

Gerd Angermann

Afrikanische Gedichte

Comet Foto



Eins der schönsten Bücher, die in letzter Zeit erschienen, ist die Sammlung moderner Dichtung schwarzer Völker, die unter dem Titel „Schwarzer Orpheus“ von Janheinz Jahn in der Fischer-Bücherei (DM2,20) herausgegeben wurde. Die hier abgedruckten Gedichte sind diesem Buch entnommen.

Jung Afrikas Klage

Von Dennis Chukude Osadebay

Ich bin halb verhungert;
ich bat um Brot und sie gaben mir Stein.
Ich habe Durst;
ich bat um Wasser und sie gaben mir Schlamm.
Das Pferd sollte halt noch ein wenig warten,
die grünen Gräser würde ja bald wachsen,
sobald erst die Sahara Flüsse hätte.
Ich habe keine Führer;
die Anwärtler verkauften mich für Brot.
Sie plappern und zanken;
ich bin schon taub von ihrem leeren Schwatz.
Ich sei noch zu jung und unverständlich,
den rechten Weg zum Ziel allein zu finden.
Ich warte auf sie, jedoch umsonst.
(Nigeria)

Das Dschungellied

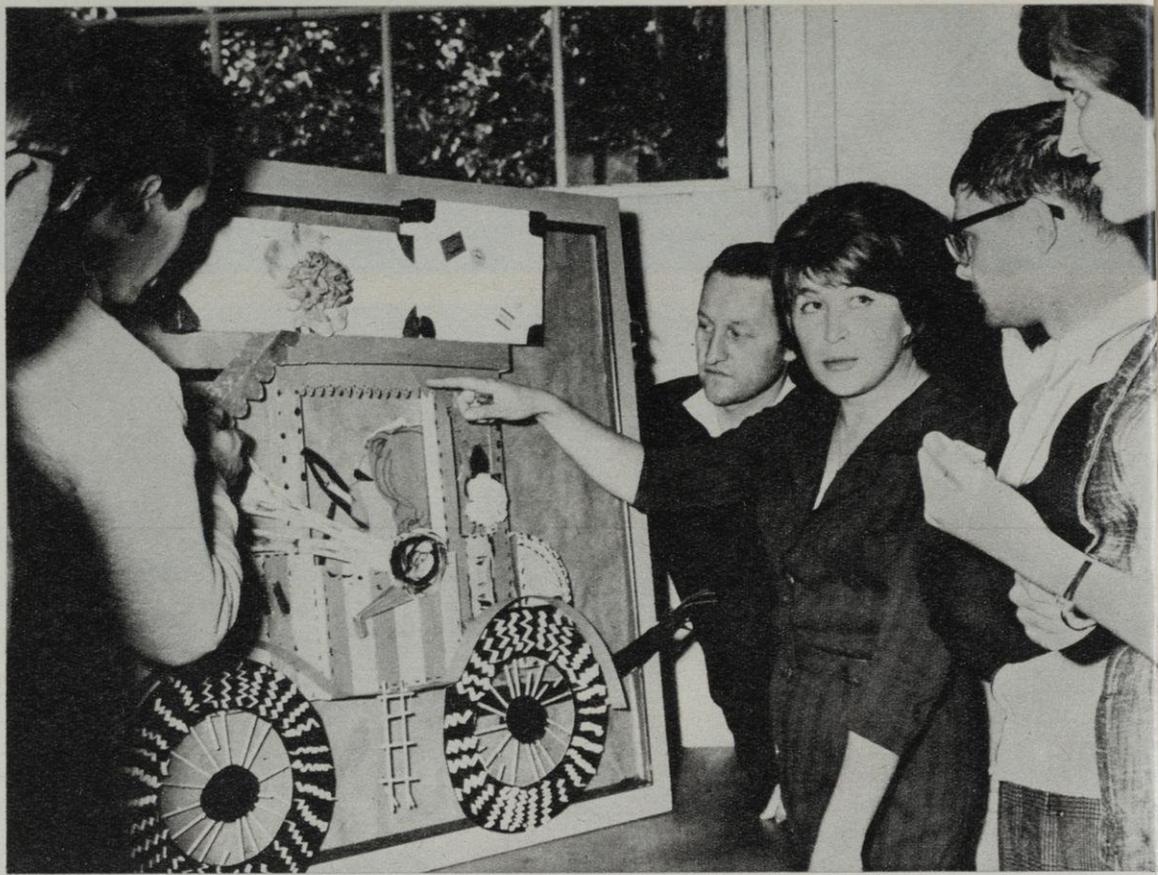
Von Bay T. Moore

Ganz fern von stampfenden Sangbas
hör ich ein Dschungellied.
Der Sänger scheint zu sagen:
In rhythmischem Schritt
und Grazie und Zauber
tanzen die Jungfrau'n
mit hüpfenden Brüsten
und schwarze Burschen
mit kräftigen Körpern
brechen los, eine Dschungelliebe
ihr eigen zu nennen.
(Liberia)

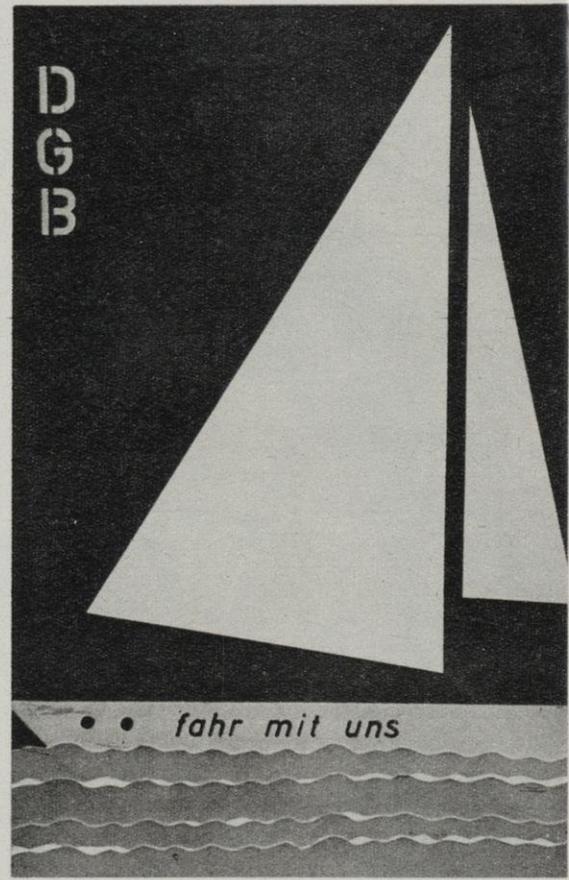
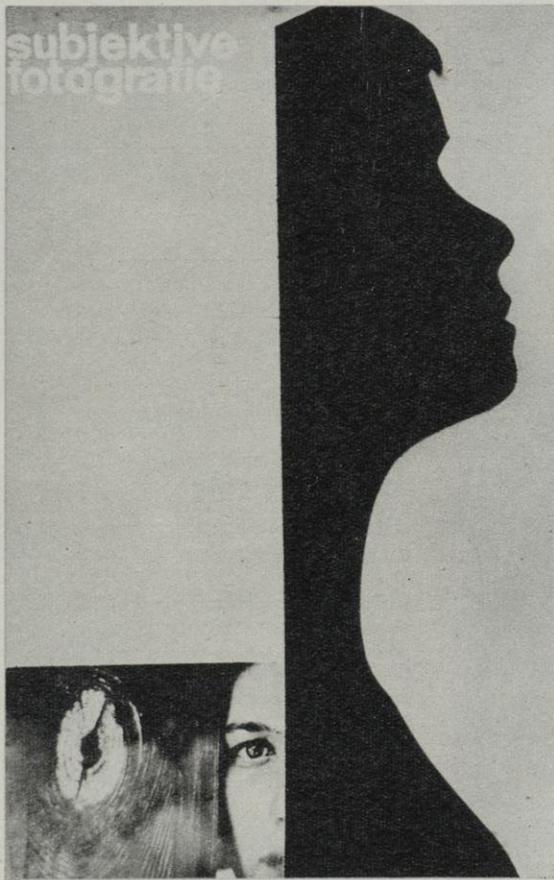
Dunkel

Von Efua Theodora Sutherland

Nimm diese Hand, so sprach er
und hielt sie mir entgegen,
seine Hand.
In mir spannte sich alles.
Ich wollte sie ergreifen,
diese Hand.
Aber ich rief, bedenke,
du Ärmster, meine Farbe
ist dunkel.
Besieh mich, lieber Junge,
das Mädchen, das dir Glück schenkt,
ist dunkel.
Laß meine Hand hierbleiben,
viel Qual muß sie noch tragen,
meine Hand.
Durch meiner Augen düstre Teiche
seh und segne ich noch immer
deine Hand.
(Ghana)



Junge Leute mit einem schönen Hobby



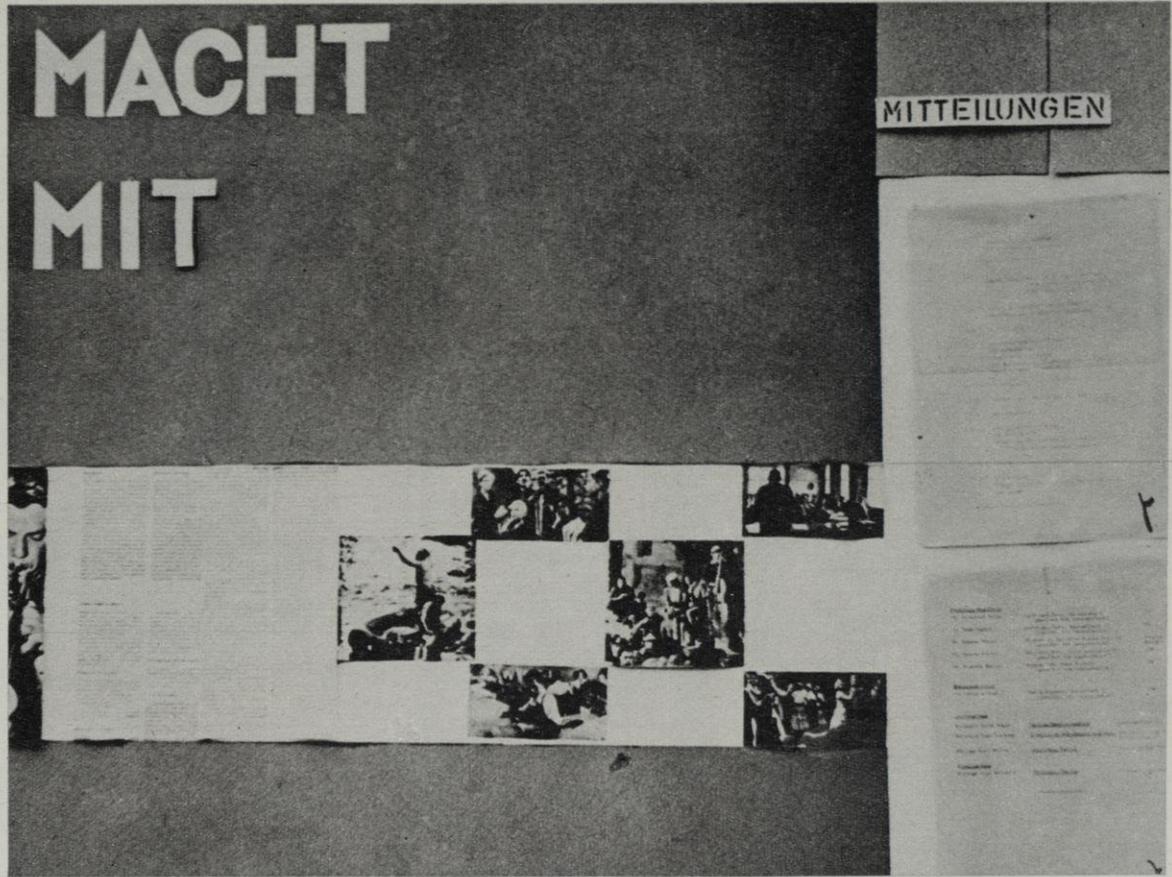
Es gibt bekanntlich unzählige Hobbys, sinnvolle und sinnlose. Am schönsten scheinen mir die Hobbys, die in ihrem Endzweck darauf hinauslaufen, anderen Menschen eine Freude zu bereiten oder sie zu beschenken. Manche junge Leute haben als Hobby die Langeweile und den Snobismus; manche haben Tätigkeiten als Hobby. Ich lobe mir z.B. die jungen Menschen, die neben ihrer Berufsarbeit Lumpen sammeln und diese dann verkaufen, um aus dem Ertrag für notleidende Menschen eine Hilfsaktion zu machen. Andere junge Leute gehen in ihren Ferien in durch Naturkatastrophen verwüstete Landstriche,

um dort beim Wiederaufbau zu helfen; wieder andere kümmern sich um Soldatengräber und bringen diese in Ordnung. Na, wie gesagt, es gibt eine Unmenge Hobbys.

Von einem Kursus über Hobbys, der in unserer Bundesjugendschule in Oberursel stattfand, sei hier kurz berichtet. Die jungen Kolleginnen und Kollegen, die sich hier zum erstenmal trafen, um sich unter sachverständiger Leitung in der Herstellung von Wand- und Schaukästen zu versuchen, waren am Ende befriedigt über die Anregungen, die sie be-

kommen hatten und über die Ergebnisse ihrer Arbeit, von der unsere Fotos einiges zeigen. Ausgeschnittene Fotos, bunte Papiere, Zeichenstift, Feder, Schere, Schreibmaschine, Metermaß, Winkelmesser und Klebstoff waren das Handwerkszeug, das die Teilnehmer in die Hand bekamen. Leute vom Fach gaben Anregungen.

Es war die Frage zu klären: Wie mache ich unseren Schaukasten der Gewerkschaftsjugend so, daß junge Menschen ihn ansehen und hinblicken? Nun kann man das gewiß auch



Fotos: Udo Hoffmann



erreichen, wenn man Fotos mehr oder minder nackter Filmstars in den Kasten hängt, aber das machen Kinos und andere Etablissements ja schon zur Genüge. Da sind die uns immer über, was nicht ausschließt, daß auch Filmbilder für den Schaukasten verwendet werden können, denn manchmal soll ja auch das Gesicht eines Filmstars ziehen.

Natürlich darf man auch nicht denken, der Schaukasten sei schon eine Gewähr für gute Gruppenabende, aber man kann gewiß sagen, daß in der Gruppe, in der man sich Arbeit mit

dem Schaukasten macht, meist auch das Gruppenprogramm gut ist. Man muß halt daneben das Hobby der guten Gruppenabende haben.

Es war der erste Kurs, der in dieser Richtung in Oberursel an wenigen Tagen durchgeführt wurde. Er bewies durch sein Ergebnis, daß man solche Kurse weiterhin machen soll. Vielleicht, bei etwas Mühe, gelingt es in vielen Orten, junge Künstler mit heranzuziehen, die erste Anregungen geben. Und es wäre vielleicht gut, wenn jede Gruppe ihre Schaukästen

fotografieren würde, sie zur Kritik stellen und eventuell andere Gruppen lernen, wie sie es besser als bisher machen können. Kein Meister fällt vom Himmel. Und das schöne am Hobby ist ja, daß es nicht unbedingt Meister verlangt – in unserem hier besprochenen Beispiel genügen schon gute Handwerker, wenn auch noch junge Leute mit Talent da sind, dann um so besser. Viel Freude bei der Arbeit wünscht „Aufwärts“.

HADO



Trotz Regen — gute Laune!

**Internationales Treffen
der Gewerkschaftsjugend**

Obwohl es in Strömen regnete, folgten 800 junge Gewerkschaftler einer Einladung des Landesbezirks Baden-Württemberg zu einem internationalen Treffen nach Konstanz am Bodensee. Unter den Teilnehmern waren 70 Gäste des Schweizer und 70 Gäste des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. Im historischen „Konzil“ der Stadt Konstanz fand eine Morgenfeier statt. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden des DGB-Landesbezirks Baden-Württemberg, Koll.

Wilhelm Reibel, und dem Oberbürgermeister der Stadt Konstanz, Dr. Bruno Helmle, sprach der Landesbezirksjugendsekretär Koll. Paul Flum über Aufgaben und Probleme des neuen Jugendarbeitsschutzgesetzes. Er bat die ausländischen Gäste um Verständnis für die Lage des zweigeteilten Deutschlands, grüßte die Kollegen in den Ländern, die ihren freien Willen nicht kundtun können und bat, die persönlichen Kontakte zu ihnen nicht abreißen zu lassen.

Ernst Neukomm, Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“ Schaffhausen brachte die Grüße aus der nahen Schweiz. Wenn auch die Schweiz als vorbildliche Demokratie gilt, so gibt es doch noch viel zu tun: es widerspricht den primitivsten Voraussetzungen der Demokratie, daß den Frauen noch immer das Wahlrecht versagt bleibt. Die Schweiz hat einen besonders großen Teil an fremden Arbeitnehmern. Es wäre zu wünschen, daß auch diese Kollegen ihren Weg zur Schweizer Gewerkschaft fänden, denn erst dann könnten die

Interessen der Schaffenden mit Nachdruck vertreten werden.

Edgar Entlicher, ÖGB-Landesjugendsekretär von Vorarlberg sprach über den organisatorischen Aufbau und die schwierige Arbeit des ÖGB. Österreich ist arm an Industrie, die Weiträumigkeit der oft in einsamen Bergtälern gelegenen Ansiedlungen erschwert den Zusammenhalt.

Nach dem Mittagessen liefen die Saalschiffe „Karlsruhe“ und „Kempten“ zu einer Bodensee-Rundfahrt aus. An Bord herrschte trotz des Regens ausgelassene Stimmung, drei Kapellen spielten zum Tanz. Manche Freundschaft wurde über die Grenzen hinaus geschlossen.

Ein bunter Nachmittag unter dem Motto „Jugend spielt für Jugend“, gestaltet von der Kabarettgruppe der Gewerkschaftsjugend Gaggenau „Die Spitzbohrer“ und der Mundharmonikagruppe Reutlingen, beschloß die gelungene Veranstaltung.

Fotos: Werner Schloske



Demokratie?

Der französischen Filmschauspielerin Daniele Delorme („Die Miserablen“) wurde es untersagt, an staatlichen Bühnen und Funkhäusern zu arbeiten. Ihre Verträge wurden gekündigt. Grund: Sie hatte das Manifest für die Kriegsdienstverweigerung in Algerien unterschrieben.

Politik und Film

Ein amerikanischer Filmproduzent war zufällig Zeuge, als der Generalsekretär der Vereinten Nationen in einem Sitzungssaal gekonnt die Diskussion leitete. Der Filmboß war begeistert von dem „tüchtigen Herrn“: „Ich werde ihm eine Chance in einem Film geben.“ Da meinte sein Nachbar: „Aber das ist Mister Hammarskjöld.“ Der Filmmann beruhigend: „Das macht doch nichts, den Namen ersetzen wir durch einen leichteren.“

Urlaub von der Stange

Da dreht endlich mal ein Regisseur einen Kulturfilm über den Massen-Touristenrummel in Oberbayern, schon gelingt es drei Bewohnern des betroffenen Ortes das Abspielen des Filmes in den Kinos zu verhindern. Die drei Herren, es handelt sich um den Bürgermeister, einen Reiseleiter und einen Reisebüro-Inhaber klagten gegen den Filmverleih. Obwohl ihre Argumente ziemlich wertlos waren, beschloß der Verleih, den Film nicht zu zeigen und begnügte sich mit einer angemessenen Schadenersatzsumme.

Ehre wem Ehre gebührt

Als Charley Chaplins Sohn hörte, daß man seinen Vater nicht auf dem Hollywood-Boulevard verewigen wolle, legte er Klage gegen die Handelskammer von Hollywood ein. Die Klage wurde jedoch abgewiesen. Der junge Mann meinte enttäuscht: „Schließlich hat mein Vater viel zu Hollywoods Ruhm beigetragen!“

Es bleibt in der Familie

Roberto Rosselinis neuester Film wird Anlaß zu einem Familientreffen sein. Unter Robertos Regie spielen seine enge Freundin, sein Sohn Renzo und sein Neffe Franco. Seine geschiedene Frau Marcella entwirft Kostüme und Dekorationen.

Märchenonkel „Hitchcock“

Alfred Hitchcock, Regisseur von atemberaubenden Gruselfilmen meinte neulich: „Meine Filme schockieren die Jugend nicht mehr als die Märchen, in denen Großmütter von Wölfen gefressen und böse Hexen in Backöfen gestoßen werden.“ Wie finden Sie das?

Mischung

Vor einigen Wochen fand in Venezuelas Hauptstadt Caracas eine Woche des deutschen Films statt. Man zeigte u. a. „Die Brücke“, „Rosen für den Staatsanwalt“, „Hunde wollt Ihr ewig leben“, „El Hakim“ und – „Die Beine von Dolores“. Die Südamerikaner waren von den deutschen Filmen angetan.

Fehlgriff

Ein absoluter Fehlgriff war der Wernher-von-Braun-Film: Ich greife nach den Sternen. In mehreren Ländern wurde der Film abgelehnt. In Antwerpen kam es sogar zu einer Demonstration der Bevölkerung. Den Antwerpener Kinobesitzern wurde es untersagt, den Film noch weiter zu zeigen. In England wurde der Film erst gar nicht gezeigt.

Ins Fettnäpfchen getreten hat auch der Hauptdarsteller des Films Curd Jürgens. Europäische und amerikanische Zeitungen schrieben, sie würden keinen Wert mehr darauf legen, Jürgens noch mal in anderen Filmen zu erleben. Man bezeichnet ihn als Wernher-von-Braun-Verherrlicher.

Treue?

Sehr überrascht war ich, als ich in einer amerikanischen Zeitung las, daß jedes Jahr eine Gedenkfeier für den vor 34 Jahren verstorbenen Rudolph Valentino abgehalten wird. Die Gedenkfeier findet in einem Mausoleum auf dem Erinnerungsfriedhof von Hollywood statt. Kränze aus der ganzen Welt schmücken den Altar.

H. P.



Hauptrollen in dem Film „Am Galgen hängt die Liebe“ spielen Carl Wery und Anni Rosar als altes Ehepaar, das zusammen sein Leben beendet, und Bert Fortell und Marisa Mell als Liebespaar, das dem Grauen der Kämpfe entkommt.



Philemon und Baukis heute

„Am Galgen hängt die Liebe“

Philemon und Baukis waren nach einer griechischen Sage zwei alte Menschen, die Jupiter und Merkur, nachdem sie überall abgewiesen wurden, gastlich aufnahmen. Die Götter verwandelten aus Dankbarkeit die Hütte der Eheleute in einen Tempel und stellten ihnen eine Bitte frei. Die Eheleute hatten den Wunsch, zu gleicher Zeit zu sterben. So wurde in hohem Alter Philemon in eine Eiche und Baukis in eine Linde verwandelt. Und die Äste der beiden Bäume verschränkten sich...

Der junge Dichter Leopold Ahlsen hat diesen Stoff als Hörspiel und Bühnendichtung in die heutige Zeit verlegt. Nun erlebt seine Dichtung als Film seine dritte Fassung. Es steht außer Frage, daß sie auch als Film den Funk- und Bühnenerfolg fortsetzen wird.

Die Handlung hat Ahlsen in das von Deutschen besetzte Griechenland verlegt. Besatzung und Partisanen sind in ständigem blutigem Kampf, in dem Gewalt und Mord ständig neue Gewalt und Mord erzeugen. Zwei alte Leute machen keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, wenn diese in Not sind. Das wird ihnen zum Verhängnis. Sie sterben zusammen, wie Philemon und Baukis.

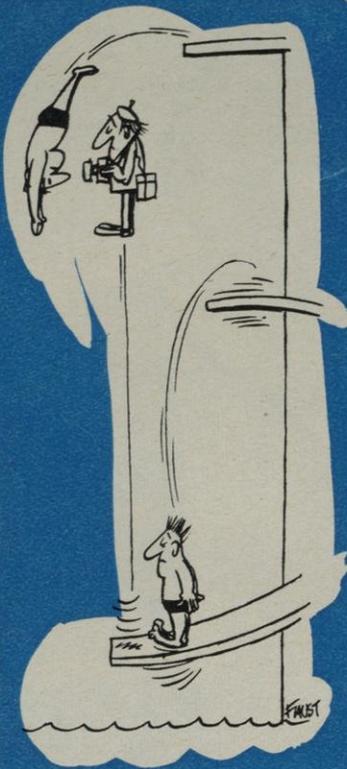
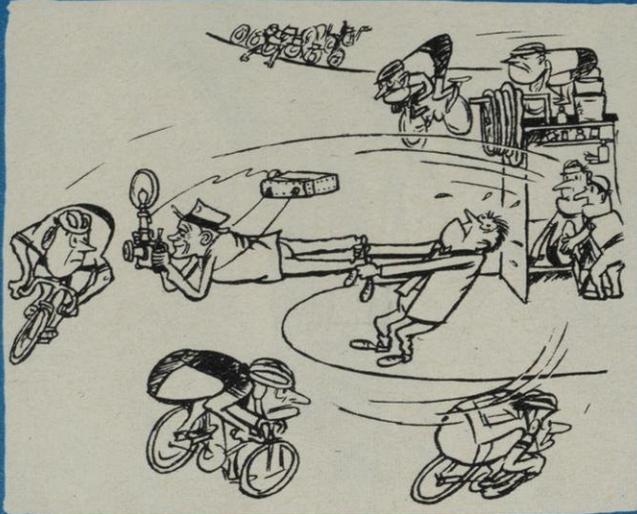
Es ist ein guter Film von einer ungewöhnlichen Bildkraft und Aussage. Gewiß, auch ein Kriegsfilm, aber von einer Güte, die ihn in die vorderste Reihe des Filmschaffens der letzten Jahre rückt. Gastrecht, Hilfsbereitschaft, Liebe sind nicht mehr heilig, wenn erst einmal die Waffen sprechen, wenn es keine Menschen, sondern nur noch Feinde gibt.

Hadobu

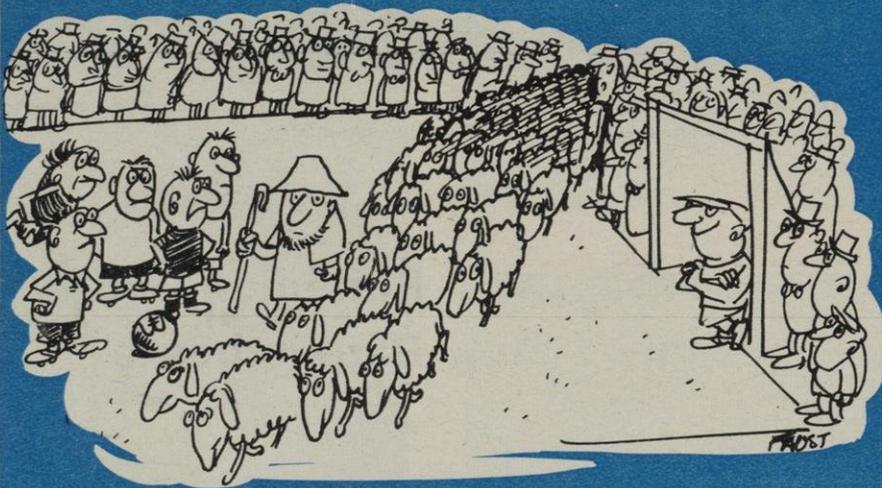
Fotos: Rex / Europa / Czerwonski

Sport

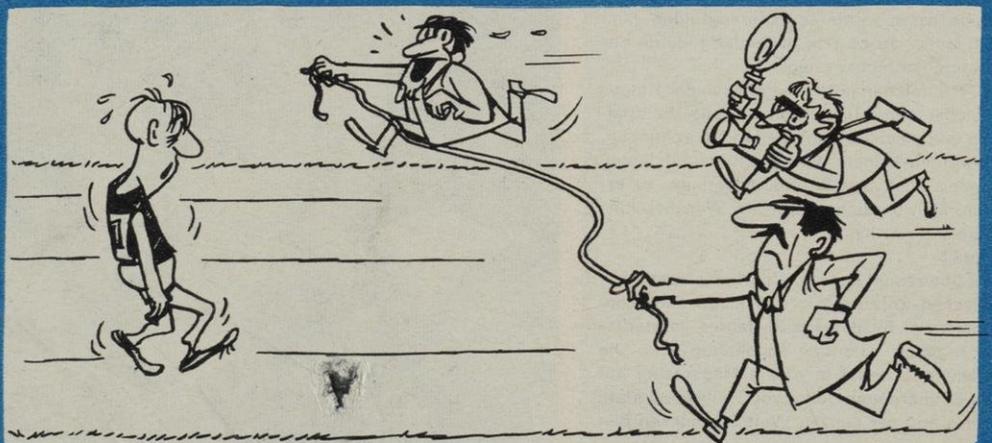
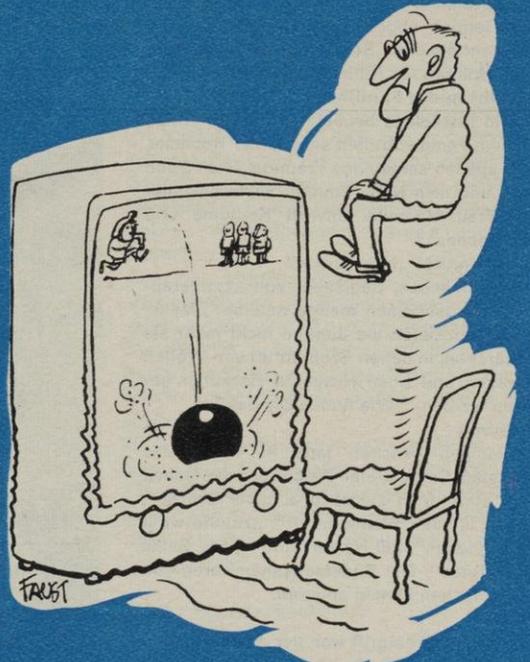
gesehen von Arnold Faust



„Ich glaube, wir sind in die falsche Kampfbahn geraten ...?“



„Ein Glück, daß wir unseren Ersatzmann nicht nötig gehabt haben!“



„Aushalten — wir kommen!“